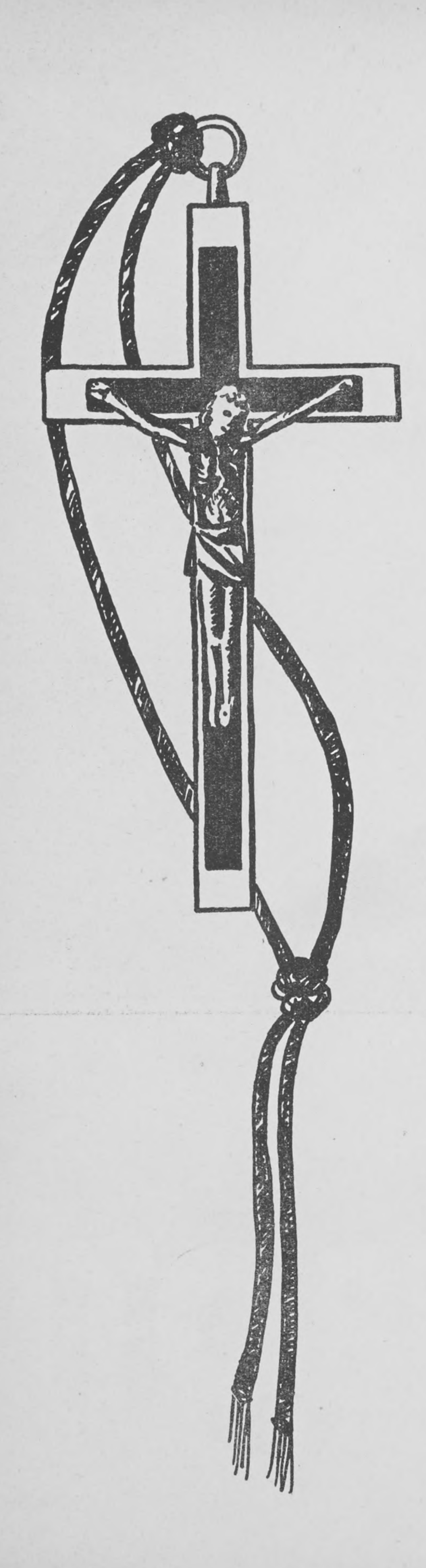
September
1952



DER MARIENBOTE



Aus der Oblatenwelt

Südamerika — Bolivien, neues Arbeitsfeld – Auf stetiges Drängen des Heiligen Stuhles hin haben die Oblaten am 19. Februar ein neues Arbeitsgebiet für ihr apostolisches Wirken übernommen. Sie haben sich bereit erklärt, Patres auch nach Bolivien zu schicken. Mehr als 3 Millionen Katholiken Boliviens stehen in Gefahr, ihren Glauben zu verlieren. Um diese bolivianische Kirche für Christus zu erhalten und sie vor der Zersetzung durch antireligiöse und kommunistische Einflüsse zu retten, genügen nicht die 531 Priester (Welt–und Ordensklerus) des Landes mit einem Nachwuchs von kaum 60 Seminaristen. Im letzten Jahre zählte Bolivien nur 6 Neupriester.

Kirchlich ist Bolivien in 2 Erzdiözesen aufgeteilt: La Paz und Sucre. Die Suffraganbistümer der Erzdiözese La Paz sind: Cochabomba, Oruro und die Praefectura Nullius von Corocoro; die Suffraganbistümer der Erzdiözese Surce sind: Potosi, Santa Cruz, Tarija und bolivianischer Chako. Außerdem bestehen noch 4 Apostolische Vikariate: Chiquitos, El Beni, Pando und Peyes.

Die Oblaten sollen in den Diözesen Oruro und Potosi arbeiten. Wie es scheint, will man ihnen dort etwa 40 000 Minenarbeiter anvertrauen, die gruppenweise im Umkreis bis zu 175 Kilometern verstreut sind, mit Catavi als Zentrum.

* * *

Die fünf größten Missionsorden – Zahlreich sind die Orden und Kongregationen der katholischen Kirche, die in den auswärtigen Missionen tätig sind. Das Zahlbild der fünf größten Missionsorden auf dem Missionsfeld ist folgendes:

	Patres	Brüder	
Jesuiten	2502	561	= 3063
Weiße Väter	1511	286	= 1797
Franziskaner	1500	210	= 1710
Väter vom Hl. Geist	1064	133	= 1197
Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria	861	303	= 1164

Dies Zahlenbild sei aber nur beiläufig erwähnt. Es gibt nämlich noch eine andere, wichtigere Aufstellung: die fünf segensreichsten und besten Missionsorden der Kirche. Aber diese Aufstellung hat Gott in den Geheimfächern seiner Allwissenheit – und es ist gut so.

Aus „Afrikabote", Heft 2 März-April 52, S. 47

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press“ Box 249, Battleford, Sask., Canada Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

20. Jahrgang 15. September 1952, Battleford, Sask. No. 12

Dies und Das

Schulanfang Die Sommerferien sind vorüber. Nun geht es wieder in die Schule. Jeder hat die Kleinen gern, die da vor neun Uhr morgens laut plappernd durch die Straßen der Städte schlendern, oder noch viel früher in kleinem Wägelchen durch die einsame Prärie zur Schule fahren. Sie sind ihrer Eltern teuerstes Hab und Gut, diese Kinder. So manche gut katholische Mutter gibt ihren Kleinen täglich den wärmsten Segen ihres Glaubens und Hoffens und Liebens mit auf den Weg. So mancher Vater murmelt ein „Gott behüte euch!“, wenn sie gehen. Laut und wild sind sie zu Hause, und wenn sie fort sind, ist alles wie tot.

Kinder sind Freude und Liebe – und Kinder sind Sorge und Verantwortung. Die moderne Welt hat sie zum „Fleisch und Blut“ der Eltern gemacht. Man hat vergessen, daß sie viel mehr als nur das sind. Kinder sind vom Fleische und vom Blute der Eltern. Die Seele jedoch, die in ihnen lebt, stammt weder vom Vater noch von der Mutter. Sie ist Hauch vom Hauche des ewigen Vaters und Schöpfers. Sie ist Gottes Eigentum, das im Fleische und im Blute lebt und zu Gott zurück will und zurück muß.

In seinem großen Rundschreiben über katholische Erziehung erinnerte Papst Pius XI. alle Erzieher, Eltern und Lehrer, an die große Tatsache, daß der Christ nicht nur einfach Kinder zu erziehen habe, sondern **getaufte** Kinder, in denen alle Kräfte, die natürlichen genau so wie die übernatürlichen, zur Reife geleitet werden müssen.

Diese religiöse Grundwahrheit ist leider in Vergessenheit geraten. Auch unter uns Katholiken. Wir schicken unsere Kinder in die Schule, damit sie dort das „Schreiben und Lesen und Rechnen“ lernen. Wer in der Welt zu etwas kommen will, müsse „etwas können“, sagen wir. Und wir bemühen uns, die Kleinen bis in die hohen Klassen der „Highschool“ zu bringen, ganz stolz auf die guten Noten, die sie uns am Ende des Schuljahres zeigen.

Sie kommen in der Schule voran. Sie wissen sehr viel über das Rechnen, über Geschichte, Erdkunde, Physik und viele andere Dinge. Väter und Mütter sind hochglücklich, wenn die Talente ihrer Kinder von Lehrern oder Besuchern gelobt werden.

Leider vergessen sie, daß das Wissen nicht alles in der Erziehung ist. Der Menschengeist hat nicht nur Verstand, er hat auch einen Willen und ein Herz. Auch diese Dinge müssen erzogen werden. Es gibt – höchst intelligente Verbrecher! Es gibt viele Menschen von hohem Wissen und schlimmster Sittlichkeit. Ihr Verstand ist erzogen, ihr Wille und ihr Herz sind vollständig unerzogen geblieben und kennen nur Eigensinn und Eigenwille. Einen

Eigensinn und Eigenwillen, der durchgesetzt werden muß, ganz gleich, ob die Sache gerecht, sittlich, sündhaft ist oder nicht.

Neben Verstand, Willen und Herz besitzt das christliche Kind noch ein anderes, sehr sehr hohes Seelengut: Die Taufgnade und die von Gott geschenkten Tugenden des Glaubens, des Hoffens und des Liebens.

Die Erziehung der Taufgnade und des Glaubens und Hoffens und Liebens in der Seele des getauften Kindes ist der Eltern allergrößte Pflicht. Kein Lehrer kann dem Kinde die Eltern ersetzen. Die Schule bildet den Verstand des Kindes. Wille und Herz müssen von den Eltern erzogen werden. Und die Schule für Gnade und Tugend ist die Religion.

Was wir nur heute für Ansichten über Religionserziehung haben! Wir meinen, Religionserziehung sei Sache der Priester und der Schwestern in der Schule. Dazu habe man sich doch die Schwestern in die Schule gebracht! Dafür zahlt man ihnen doch ihr Lehrergehalt! Man schickt die Kinder in die Schwesternschule und meint damit seine katholische Elternpflicht voll und ganz erfüllt zu haben. Wo Schwestern lehren, brauchen Vater und Mutter nichts mehr hinzuzufügen. Da brauche man den Religionsunterricht nicht mehr zu überwachen; da brauche man zu Hause keinen Katechismus mehr zu lehren; da sei es schon gut, wenn die Kinder sonntags regelmäßig zur Kirche gehen. Und wenn die ersten acht Schuljahre vorüber sind, kann man das Kind getrost in eine nichtkatholische „Highschool" senden, selbst wenn katholische Oberschulen an Ort und Stelle sind. Das Kind war acht Jahre lang in einer katholischen Schwesternschule, und das genügt.

Einer unserer Farmer hat dieser leichtfüßigen modern-katholischen Philosophie krassen Ausdruck gegeben, als er zu seinem Priester sagte: „Die Schwesternschule ist ja gut und auch nicht gut. Sie hat zu viel „Christliches" und zu wenig „Weltliches"!

Wir wissen, daß die Schwesternschulen genau so viel „Weltliches" haben wie jede andere Schule. Nicht die Schwestern, die Regierung legt den Schulplan. Und unsere von katholischen Schwestern geleiteten Schulen zeigen im „Weltlichen" sehr oft viel bessere Resultate als jene Schulen, wo nur das „Weltliche" gelehrt wird. Mit derartigen Ausdrücken sucht man nichts weiter als „klug" und „gelehrt" klingende Ausdrücke für verweltlichte, unkatholische Ansichten.

Der überzeugte Katholik weiß, daß selbst Priester und Schwestern nicht alles geben können. Kein Priester und kein Papst kann dem Kinde den Vater – und den Muttersegen geben. Das können nur Vater und Mutter. Kein Papst, kein Bischof und kein Priester kann das Kind so beeinflussen wie Vater und Mutter. Priester und Schwestern belehren. Eltern **zeigen** dem Kinde, wie man **lebt.** Gut katholische Eltern zeigen, wie man nach den Gesetzen lebt, die das Kind im Katechismus gelernt hat. Andere zeigen, daß man auch anders – ganz frei von der Lehre der Religionsstunde – leben kann.

Es ist doch sonderbar, daß jeder Vater und jede Mutter die allerbesten Kinder haben möchte, und daß die Kinder die allerersten Sünden – nicht auf der Straße lernen, sondern ihren Eltern absehen. Dort sehen sie, was Zorn ist, wie Selbstsucht und religiöse Kälte und Gleichgültigkeit aussehen. Dort lernen sie, daß die Menschen in zwei Klassen einzuteilen sind: in Menschen die man lieben, und in Menschen die man hassen, verachten, böse beurteilen muß. In der Religionsstunde hatten sie von der Nächstenliebe gelernt. Im praktischen Leben wird es als Kindespflicht betrachtet, Vaters oder Mutters „bösen Nachbarn" zu hassen und übles nachzureden.

Es wird viel überlegt, in welche Schule man sein Kind schicken soll. Es wird fast garnicht daran gedacht, daß im Kinde nicht nur der Verstand, auch nicht nur Verstand, Herz und Wille, daß jedoch alles dieses und die Taufgnade, das Übernatürliche in der Seele des Kindes, erzogen werden muß.

Die „alte Schule" des christlichen Hauses ist vorbei. Wie schön, wenn man heute noch hier und da den tiefkatholischen Sonntag sieht. Nur ein mal in der Woche hat der Vater so richtig Zeit für seine Kinder. Und er nimmt sich diese Zeit – am Tage des Herrn für den Herrn. Während die Mutter nach dem Sonntagsamt das Mittagessen vorbereitet, sitzt der Vater mit den Kindern in der guten Stube. Er prüft, was die Kleinen während der Woche im Religionsunterricht gelernt haben und ob sie gelernt haben. Und er prüft auch, wie sie sich zu Hause, in der Schule, in der Kirche und zu Hause benommen haben.

Sieht der Vater, daß etwas nicht in Ordnung war, dann greift er nicht nach dem Stock. Er wird auch nicht ungeduldig und zornig. Er belehrt: „Weißt du auch, was du getan hast? Du hast Gott beleidigt, Kind, und das geht nicht. Darum wirst

du zu Gott hingehen und um Verzeihung bitten. Du wirst morgen und übermorgen früher aufstehen und zur hl. Meße gehen. Bitte dort Gott, dich stark zu machen, stark im Glauben, im Hoffen, im Gotteslieben und in der Gnade, damit du nicht wieder fällst. Die Gnade ist sehr wichtig, Kind. Du kannst mir gute Schulzeugnisse und viel Geld mit nach Hause bringen. Alles das macht mir jedoch keine Freude, wenn du nicht auch mit viel Gottesgnade und viel Gottessegen mein Haus bereicherst."

So belehrt der katholische Hausvater jeden Sonntag. Und das ist noch nicht alles! Nach dem sonntäglichen Mittagessen greift der Vater nach dem heiligen Hausbuch, aus dem er der ganzen Familie eine halbe Stunde lang vorliest. Er liest über das sonntägliche Evangelium, über das Leben der Heiligen, die nach diesem Evangelium gelebt hatten und darum gut und heilig wurden, und er liest über christliche Tugenden und christliches Beten, damit jeder weiß, wie er nach dem Evangelium leben könne.

Diese heilige Sonntagsstunde ist vollständig verschwunden. Der Sonntag ist uns nicht mehr Tag des Herrn, er ist uns zum Tag der Ruhe und des Genießens geworden. Wie dein Sonntag, so dein Montag, so deine ganze Woche und dein ganzes Leben. Wochentags arbeiten wir. Da gibt es nicht viel Zeit. Man kann sich weder all zu viel mit seinen Kindern abgeben, noch finden wir Zeit für Dummheiten. Der Sonntag ist jedoch frei — für das Göttliche oder für das über Gottes Gebote schlagende Irdische. An keinem Tage der Woche wird Gott heute so oft beleidigt wie am Ttge des Herrn, den wir zum „freien Tage" des Menschen gemacht haben. Kein Wunder, daß wir der Schule die Erziehung unserer Kinder überlassen und nichts mehr von jener echten, unvergänglichen Wärme für unsere Kleinen haben, die nicht nur Geld und irdisches Gut, die aber auch Kraft in Not und Leid — und Ewigkeiten in Gott geben kann. Kein Wunder, daß dem Sonntage so oft der „blaue Montag", daß dem Elternhause so oft ein „blaues Leben" folgt. Ein Leben des Erdensinnes, des Bruderzwistes, der Sittenlosigkeit und — des Verstoßens eigener Eltern! Wo das Übernatürliche im Kinde nicht erzogen war, kann man auch nichts Übernatürliches erwarten. Da bleibt alles „natürlich". Und langsam wird es auch ganz „natürlich", daß man in allem seinen Mitmenschen, seinen Eltern und seinem Gotte gegenüber selbstsüchtig handelt.

Wenn unsere Kleinen jetzt wieder ihren Schulweg beginnen, fängt auch für uns Große die große Schule der Verantwortung an. Die Schule gibt den Kindern einen Schulplan, dem sie folgen müssen. Auch wir haben die Pflicht, uns einen Erziehungsplan zu machen. Beginnen wir diesen Erziehungsplan mit frommem Beten zu Gott. Auf daß Er uns erleuchte und stärke. Ohne Ihn können wir nichts. Mit Ihm geht jedoch alles.

Haben wir während der Woche weniger Zeit für unsere Kinder, am Sonntag, am Tage des Herrn, ist es uns Gebot, uns Zeit für unsere Kleinen zu nehmen. Prüfen, belehren und leiten wir das Göttliche in ihnen. Das ist genau so unsere Pflicht wie die Arbeit ums tägliche Brot während der anderen sechs Tage der Woche.

Bevor wir jedoch belehren, muß alles getan werden, die Sünde vom Hause fern zu halten. Dem Vater und der Mutter dürfen die Kinder nichts Böses absehen. An ihnen müssen sie sehen, wie man gottesfürchtig lebt, wie man sich an Gott hält, und vor allem: Wie man zu Gott betet, alle Tage seines Lebens.

Wolle Gott uns unsere Kleinen segnen und behüten!

— Der Schriftleiter

„Wenn alles bricht: Gott verläßt uns nicht.
Größer als der Helfer ist die Not ja nicht.
In allen Stürmen, in aller Not
Wird Er uns beschirmen „ der große Gott!"

* * *

Ruhe und Fassung in jedem Geschicke und sonst Heiterkeit oder Wehmut, das macht das Leben ertragen und hebt die Seele über den Wechsel der Ereignisse. **W. v. Humboldt**

Der Einsiedler von Rentiersee

Zum goldenen Priesterjubiläum von Pater Josef Egenolf O.M.J.

Unter den Neuen, die im August 1889 in St. Karl eintrafen, war auch ein kräftiger, stämmiger Bub aus dem Westerwald, Josef Egenolf. Die Sehnsucht, Oblatenmissionar zu werden, hatte ihn ins ferne Holland geführt. Diese Sehnsucht begleitete ihn durch die Jahre des Studiums in St. Karl und Hünfeld und loderte in heller Flamme auf, als er am 8. Mai 1902 in der Klosterkirche von Hünfeld zum Ausspender der göttlichen Geheimnisse bestellt wurde. 1903 schien er am Ziel seiner Wünsche zu sein, als ihn die Obern nach Abschluß der Studien in die Mission Nordwestkanadas schickten. Doch kaum dort eingetroffen, bestimmte ihn sein Bischof für die Siedlerseelsorge in Saskatschewan. Armut und Entbehrung waren in den Anfängen der Kolonistendörfer wenigstens ebenso groß wie in den verlassensten Missionsstationen. Aber die Weißenseelsorge war nicht das, wovon P. Egenolf seine ganze Jugend hindurch geträumt hatte. Als unser Missionar schon seine Jugendträume sang- und klanglos begraben wollte, griff Gottes Vorsehung sichtbar ein. P. Dauber, der für die Indianermission ausersehen war, wurde krank. Der Bischof hatte niemand anderes zur Verfügung als den Neuling aus Hünfeld. Am 28. Oktober 1903 trat P. Egenolf die große Reise von Prince Albert nach der Krummstabinsel, der Mutterstation aller Indianer – und Eskimomissionen im Norden, an. Sein Reisebegleiter war der schon fast sagenhafte P. Lecorre, der als Weltpriester zusammen mit Bischof Clut in den Jahren 1872 bis 1873 die denkwürdige Alaskafahrt unternommen hatte, und der auf dem Umwege über Kanada, Alaska und San Francisco in seinem Heimatland Frankreich bei den Oblaten eintrat. Bei der Ankunft auf der Krummstabinsel begrüßte ein alter Halbblutindianer den jungen Priester mit den Worten: „Pater, werde ein guter Missionar!" Pater Egenolf hat dieses Wort stets als eine Mahnung des Himmels. betrachtet. Sein erstes Missionsjahr verbrachte er auf der Station La Roche, wo er die Indianersprache lernte. Nach acht Monaten hatte er solche Fortschritte gemacht, daß er schon selbständige Sonntagsaushilfen übernehmen konnte. P. Egenolf war überzeugt, daß man das Vertrauen der Indianer nur gewinnen kann, wenn man ihr Sprache spricht. So ist er ein Meister der Indianersprache geworden. Dafür mußte er aber auf den Gebrauch seiner eigenen Muttersprache verzichten. Nur in einsamen Zwiegesprächen mit seinen geliebten Büchern und in seltenen Briefen konnten seine Gedanken deutsche Wege gehen. Der Verzicht auf die Muttersprache war eines der schwersten Opfer im Leben unseres Missionars.

Kaum war P. Egenolf in La Roche etwas warm geworden, als ihn sein Bischof im Jahre 1905 nach St. Peter am Rentiersee schickte. Der Gang ist dem Pater nicht leicht geworden; denn die dortigen Montagnesen und Kris standen im schlechten Ruf und waren als unwissend und ungebildet im ganzen Vikariat verschrien. Der damalige Rektor. P. Arsenius Turquetil, bereitete die

---

Wir sagen, die größten Lasten des Lebens seien Arbeit und Sorge. Ist das wahr? Ist uns unsere Unreinheit vor Gott, unsere Schuld und unsere Sünde, keine Last mehr? Stören diese Dinge nicht mehr unsere Nachtruhe? Wo Glauben, Hoffen und Lieben tot sind, da, selbstverständlich, findet man selbst bei schlechtesten Gewissen in seinem Bett ein sanftes Ruhenkissen. Viele Menschen hatten jahrelang solch sanfte Ruhekissen gehabt. Bis dann plötzlich die Gottlosigkeit und Selbstsucht der Menschen in ihrer vollsten Wildheit ausbrachen – bis es Krieg wurde! Krieg, der vielen Menschen die sanftesten Ruhekissen nahm – und dazu noch die ewige Ruhe! Wer bemerkt, daß ihm sein Augenlicht erschlafft, geht zum Augenarzt. Geistige Blindheit ist weit schlimmer als körperliches Blindsein! Geistige Blindheit hat Folgen, die bis ans Ende der Ewigkeit greifen – d.h. die nie ein Ende finden werden. Lassen wir uns heilen, bevor es zu spät ist!

Gründung der Eskimomission im Barrenland vor und war meistens abwesend. Als P. Turquetil im März 1912 endgültig zu Eskimos zog, blieb P. Egenolf als einziger Priester am Rentiersee zurück. Die nächste Station war im Winter in viertägiger Fahrt mit dem Hundeschlitten zu erreichen; im Sommer brauchte man im Boot sogar neun Tage. So kann man verstehen, daß P. Egenolf sich mehr als einmal nach einem priesterlichen Mitbruder gesehnt hat und sich in seinem Herzen der Wunsch regte, einmal wieder längere Zeit auf einer größeren Station leben zu können. Der Besuch seines heiligmäßigen Bischofs, Mgr Ovid Charlebois O.M.J., und das ernste Studium seiner wohl ausgesuchten Bücher gaben dem Vereinsamten die Kraft auszuharren.

Da die Kirche und die Missionsstation baufällig waren, gab Bischof Ovid Charebois dem neuen Rektor bei seinem ersten Besuche im Jahre 1912 den Auftrag, ein würdiges Gotteshaus zu errichten. Die Bäume der Wälder um den Rentiersee sind infolge des ewigen Nordsturms so verkümmert und zerzaust, daß P. Egenolf in sehr weitem Umkreis das nötige Bauholz zusammensuchen mußte. 1914 war alles zum Bau bereit. Bischof Charlebois schickte Bruder Klinkenberg, einen tüchtigen Zimmermann, zur Hilfe, so daß 1915 die neue Kirche eingeweiht werden konnte. Mittlerweile war das Wohnhaus so schlecht geworden, daß der Bischof befürchtete, ein Windstoß könnte es umwerfen und die einstürzenden Balken den Missionar erschlagen. – Der Gehorsam hatte Bruder Klinkenberg 1916 wieder weitergerufen. So mühte P. Egenolf sich drei Jahre mit seinem neuen Gefährten, Bruder Drouin, ab, bis ein festes, warmes Blockhaus fertig war. Es war zwar kein Schloß, aber auch kein Stall mehr. Sogar einen kleinen Garten hatten die zwei angelegt. In Kisten und Säcken hatten sie von überallher Lehm, Sand und Sumpferde zusammengetragen. Wenn Gott zur rechten Zeit Regen schickte, wuchsen sogar Kartoffeln und Möhren in diesem Garten am Rand des Barrenlands. Nur drei Monate lang hat die Sonne die nötige Kraft, um neues Leben zu wecken, aber wenn die Gefahr der Nachtfröste überstanden war, lohnte die Erde die aufgewandte Mühe mit reichlicher Ernte. P. Egenolf und Bruder Drouin freuten sich, daß sie ihrem Bischof den teuren Transport der Lebensmittel ersparen konnten. Daneben lebte die Mission hauptsächlich von der Jagd und dem Fischfang auf dem Rentiersee. Als 1933 noch ein jüngerer Mitbruder hinzukam und der Ökonom einige Säcke Mehl nachliefern wollte, schrieb P. Egenolf, sie kämen mit sieben Sack im Jahr auch zu dritt aus. Er hatte den guten Bruder Drouin fast im Verdacht, Wunder zu wirken, weil er mit einem Sack Mehl drei Monate haushalten konnte. So lange hatten die Vorräte nicht gereicht, als P. Egenolf noch als Alleinherrscher den Kochlöffel schwang. Fast 40 Jahre ist Bruder Drouin der treue Hausgenosse unseres Indianermissionars geblieben. P. Dumais, den die Obern dem Einsiedler am Rentiersee als priesterlichen Gehilfen gegeben hatten, ertrank im September 1933, erst 28 Jahre alt, bei einem Bootsunfall auf dem Rentiersee, als er Bruder Drouin, der nicht schwimmen konnte, retten wollte.

Wenn man so das Leben des Missionars am Rentiersee betrachtet, könnte man den Eindruck haben, es bestände nur aus Arbeit

Der letzte Wunsch eines Missionars

Deckt einst die leichte Erde mich,
Wo? wann? Der Himmel weiß,
Und wird mir endlich kühle Rast
Nach Tagen schwer und heiß:

Dann bleibt der letzte Wunsch mir noch,
Daß zwei zum Grabe gehn
Und bittend für die Seele mein
Ein Weilchen stille stehn.

Der eine danke meinem Wort,
Daß rein verblieb sein Herz,
Der andre segne mich im Grab
Für frommen Reueschmerz.

Dann will ich ruhen— weiß ich doch,
Warum ich hab gelebt,
Warum ich Welt und alles ließ
Und Höh'res angestrebt.

Georg von Waldburg-Zeil SJ

für Küche und Haus und einigen wenigen, wenn auch weiten Missionsreisen. Die eigentliche Missionsarbeit läßt sich in Worten und Zahlen nicht einfangen. Bekehrungen sind in St. Peter keine zu verzeichnen, da alle Indianer schon seit einigen Generationen im Taufbuch stehen. Es kam nur darauf an, aus ein paar hundert Montagnesen, Kris und Halbblutindianern, die auf einem Pfarrgebiet, das das ehemalige Deutsche Reich an Umfang übertraf, zerstreut wohnten, zu echten Christen zu machen. Wenn P. Egenolf darum im Jahre 1926 von seinen einst so übelbeleumdeten Pfarrkindern sagen konnte, es seien zwar keine Christen erster Klasse, aber sie könnten den Vergleich mit allen anderen aushalten, so ist das ein goßer, nicht leicht abzuschätzender Fortschritt, der mit unsäglichen Mühen erkauft wurde.

Ganz nebenbei erzählt P. Egenolf in einem Brief, daß er in einem Winter mehr als 4200 Kilometer im Hundeschlitten zurückgelegt hat. Auf solch einer Missionsreise warf ihn 1949 eine doppelseitige Lungenentzündung nieder. Indianer betteten ihn in einer Hütte und pflegten ihn, bis er das Bewußtsein wiedergewann. Im Hundeschlitten fuhren sie den Todkranken die 150 Kilometer bis zu seiner Mission zurück. Zwei Tage später brachte ihn das Flugzeug ins Krankenhaus der Bergwerkstadt Flin-Fon. Am 4. April 1949 kehrte P. Egenolf im Triumph nach St. Peter zurück. Nachdem er zuerst das Amt des Rektors an einen jüngeren abgegeben hatte, gaben ihm die Obern eine ruhige Stelle in der Hauptstation Sturgeon Lake, wo er unermüdlich jeden Tag zwei Stunden Katcheismusunterricht gab. Auch den Beichtstuhl und das sonntägliche feierliche Hochamt ließ er sich nicht nehmen. Die Indianer von St. Peter und der neue Rektor aber ließen nicht nach, die Obern zu bitten, P. Egenolf in seine alte Heimat am Rentiersee zurückzuschicken, bis diese nachgaben. Unser Missionar war überzeugt, damit seine letzte Erdenfahrt vor der großen Reise in die Ewigkeit gemacht zu haben.

Nun meldete sich aber auch seine Heimatgemeinde Dehren im Westerwald. Ein einziges Mal war P. Egenolf seit seiner Ausreise in die Missionen in der Heimat gewesen, nämlich als er 1932 von seinen Mitbrüdern zum Generalkapitel der Oblaten nach Rom geschickt wurde. Die ganze Gemeinde Dehren bat den Hochwürdigsten Pater General, er möge dem alten, hochverdienten Missionar anläßlich seines goldenen Priesterjubiläums einen Besuch in der Heimat gestatten. Gerne gab P. General seine Einwilligung. Die große Frage ist nur: Wird er kommen?

Nikolaus Kowalsky O.M.I.

Der Heilige Geist und der schuldige Knecht

Eine Erzählung von Anton Höfer

Es ist viel davon die Rede, daß in unseren Tagen keine Wunder mehr geschehen und mancher alte Spötter glaubt seinen traurigen Witz an dieser scheinbaren Tatsache auslassen zu müssen, ohne zu bedenken, daß er selbst, sein Leben und Bestand und alles, was um ihn ist im weiten Reiche des Himmels und der Erde, ein einziges großes Wunder darstellt. Aber im Rahmen des sogenannten Alltäglichen gibt es wunderbare Begebenheiten, die beachtet zu werden verdienen, so die folgende Geschichte, die mir ein alter Pfarrer erzählt hat. Der war damals Pfarrer in einer schwäbischen Gemeinde. Sein Dörfchen wurde in einer Frühlingsnacht von einem schrecklichen Brande heimgesucht, dem zwei stattliche Bauernhöfe zum Opfer fielen. Man vermutete Brandstiftung und der eine der beiden vom Unglücke Betroffenen, bei dem das Feuer ausgebrochen war, sowie der größte Teil der übrigen Dorfbewohner sahen den Täter in einem Knechte, der bei jenem gedient hatte, mit ihm einer unbedeutenden Angelegenheit wegen in Streit geraten und vom Dienste gejagt worden war. Der Knecht war verhaftet, doch mangels genügender Beweise wieder freigelassen worden. Er hatte sich gleichsam aus Trotz und zum Ärgernis aller ein Zeit lang noch in der Gegend herumgetrieben und war auch Sonntags unter der Kirchentüre gestanden, bis zu jener Predigt, am Sonntage nach Pfingsten, in der der Pfarrer, selbst ärgerlich über das aufreizende Benehmen des Verdächtigten, fast wider Willen über das Unglück und den unbekannten, doch vom Volke so allgemein vermuteten Täter gesprochen hatte.

Es ist Herbst. Nun weißt du, was du ernten wirst. Nimm alles, wie es aus Gottes Hand kommt. Hat der Herr deine Felder gesegnet, danke Ihm und preise Ihn. Hat er deine Felder mit Unfruchtbarkeit, mit Hagel oder schlechtem Erntewetter geschlagen: Preise Ihn und lobe Ihn. Gott weiß, was Er tut. Dem einem gibt Er Brot in vollster Reichlichkeit, dem anderen schenkt Er alle Reichtümer – des Kreuzes! Und das Kreuz ist auch etwas wert. Es ist weit höher im Wert als Geld und Gut. Man muß es nur so verstehen, wie es verstanden werden will: Geistig und gläubig.

Und manchem lagen seine ernsten, vom frommen Eifer durchzitterten und mit erhobener Stimme vorgetragenen Worte noch lange im Sinn:

„Es ist ein wunderbares Gesetz in der Natur und im Weltenlaufe, daß jede Schuld muß ihre Sühne finden, und wer glaubt, es bleibe das Geringste vergessen und ungeschrieben im großen Buche des Herrn, der hat den Geist Gottes nicht erfahren und in Schauern empfunden, den Geist, der alles Weltweben heilig durchglüht."

Nach dem Gottesdienste sah man den Knecht aus dem Dorfe den Bergen zueilen, begegnete ihm tags darauf mit einer Fuhre und zum Erstaunen der Leute in Begleitung eines Laienbruders, der beim Pfarrer Besuch gemacht und im Dorfe für sein Kloster Gaben gesammelt hatte. Dann blieb der Knecht verschwunden. Aber einige Monate später erhielt der Pfarrer von einem fernwohnenden Amtsgenossen einen kleinen Geldbetrag zugeschickt mit dem Berichte, die Summe sei ihm von einem, der schwere Schuld zu sühnen habe, übergeben worden, damit sie den vom Schadenfeuer betroffenen Bauer ausgehändigt werde. Diese Sendungen wiederholten sich allmonatlich durch viele Jahre hindurch und blieben dann plötzlich aus. An Stelle einer Geldsendung aber bekam der Pfarrer von seinem Amtsgenossen brieflich die Aufklärung, daß jener Knecht an den Folgen eines Unfalles gestorben sei und auf dem Sterbelager gebeten habe, Verzeihung und Nachlaß seiner Schuld vom den Geschädigten zu erwirken, nachdem es ihm nicht vergönnt gewesen, sie durch die Arbeit seines Lebens abzudienen. Auch habe er ihn ermächtigt, jenen die Geschichte seiner Bekehrung mitzuteilen. Der Pfarrer schrieb:

Nachdem die Worte von der Kanzel gefallen waren und die kaum merkliche Bewegung unter den Hörern atemloser Stille wich, bemächtigte sich des Schuldigen, der am Ausgange der Kirche stand, zuerst das Gefühl grimmigsten Zornes und er wäre in diesem Augenblicke wohl imstande gewesen, all den Bauern, die so deutlich von ihm abrückten, den roten Hahn aufs Dach zu setzen und dem „Pfaffen" obendrein, zum Danke für seine Spitzfindigkeit. Aber er freute sich zu sehr, daß er der Haft entronnen, frei wie ein Vogel und aller Angst und Sorge ledig war. Mochten die um ihn her denken, was sie wollen. Und so stand er still wie ein ehern' Bildnis und stierte in die Dämmerung des Raumes. Aber das Wort des Predigers war wie ein Stein in den dunkelgründigen See seiner Seele gefallen, und nachdem die erste Zornwelle verspritzt und verrauscht war folgten zahllose Wellen und Wellchen, und ihm sauste und brauste es in den Ohren von heilloser inwendiger Unruhe, daß er zu fürchten begann, die Umstehenden müßten sie vernehmen in der Stille des Gotteshauses. Und wie einer, der um seines Leibes Leben ringt, den Schmerz in Muskeln und Sehnen erst fühlt, wenn der Kampf vorüber, und wenn er sich gerettet und sicher weiß, zu zittern und beben anfängt und am Ende zusammenbricht, so erwachte in der schuldigen Brust neben der Freude über das gelungene böse Werk eine seltsam dunkle Regung, niegekannter Furcht vor einer Sühne, die unsichtbarer schwebte als irdische Gerechtigkeit.

Indes Predigt und Messe gingen zu Ende und ob's dem Knecht auch vor den Augen tanzte, er stand wie ein Fels und beugte kein Knie. Aber er fühlte vom Weihbrunnen, womit der Pfarrer seine Gläubigen entließ, einen Tropfen wie Feuer auf der Stirne brennen und gelobte sich, ferner den Ort zu meiden, der ihn solcher Not und Prüfung unterworfen; denn er war wie zerschlagen an Leib und Seele und ging endlich wie ein Verfluchter hinweg, durchs Dorf den Bergen zu, wo er bei einem Senn Unterkunft gefunden hatte.

Der Weg führte ihn an der Brandstätte vorüber, wo vor Wochen noch zwei stolze Bauernhöfe gestanden, und wo jetzt verkohltes Gebälke, rauchgeschwärztes Gemäuer und das Gewirr und Gestänge von zerglühtem Eisen das Unglück zweier Familien kündete.

Der Knecht blickte scheu hinüber nach dem traurigen Orte und wäre am liebsten wie der Böse am Bild des Gekreuzigten in weitem

Schmerzensmutter zum 15. September

Welch ein Weh
der Auserkornen,
da sie sah den Eingebornen,
wie er mit dem Tode rang!
Angst und Trauer,
Qual und Bangen,
alles Leid hält sie umpfangen,
das nur je ein Herz
durchdrang.

Wer könnt' ohne Tränen
sehen
Christi Mutter also stehen
in so tiefen Jammers Not?
Wer nicht mit der
Mutter weinen,
seinen Schmerz
mit ihrem einen,
leidend bei des Sohnes Tod?
Ach, für seiner
Brüder Schulden
sah sie Jesus Marter dulden,
Geißeln, Dornen,
Spott und Hohn.

Sah ihn trostlos und verlassen
an dem blut'gen Kreuz
verblassen,
ihren lieben, einz'gen Sohn.
Gib, o Mutter,
Born der Liebe,
daß ich mich mit dir betrübe,
daß ich fühl' die
Schmerzen dein.

Daß mein Herz
von Lieb entbrenne,
daß ich nur noch Jesus kenne,
daß ich liebe Gott allein.
O du Jungfrau
der Jungfrauen,
wollst in Gnaden
mich anschauen,
laß mich teilen
deinen Schmerz.

Laß mich Christi
Tod und Leiden,
Marter, Angst
und bitt'res Scheiden
fühlen wie dein Mutterherz.



Bogen dran vorbeigegangen; doch er wußte, daß ihn die Bauern mit ihren Blicken verfolgten und er zerbiß die quälende Scheu, beschleunigte nur halb wider Willen seinen Schritt, um rascher das schrecklich mahnende Bild der Zerstörung aus dem Auge zu verlieren. Doch als er schon die Hügelstraße überschritten hatte, der Wald ihn aufnahm und er sich geborgen fühlen konnte, sah er noch immer die Brandstätten vor sich und in seinen Ohren brauste es noch immer von zahllosen Worten und Gedanken, die wirr und sinnlos durcheinander fluteten, als stritten böse Geister um den Besitz seiner Seele. Dazwischen tauchten, wie in glühenden Zeichen geschrieben, immer neu die Worte des Predigers auf, die Worte von Schuld und Sühne und Gottes Geist.

Im Kampfe mit den Gewalten, die in ihm tobten, begann der Knecht laut mit sich selber zu reden, lachte, stieß einen Juchzer aus, um die Stimmen seiner Brust zu übertönen. Aber er erschrak vor der Heiserkeit seiner Kehle, die eine unsichtbare Hand zu drosseln schien. Wohl war er frei; doch in dieser Stunde wurde ihm die Gewißheit, daß er sich nie dieser Freiheit werde freuen können. Der stille Wald, der unendlich leuchtende Himmel darüber

war ein Haus Gottes mit tausendmal mehr Schrecken dem Sünder als jenes, daraus er entflohen und das er künftig zu meiden gedachte. Stimmen lagen in den Lüften und in den Zweigen rings ein Knistern, Rauschen und Weben, eine furchtbar mahnende Lebendigkeit, die er noch nie gehört und empfunden hatte, die seltsame Schauer in all seinen Gliedern weckte, die ihn jagte, daß er schneller ausschritt, ohne es zu wissen, bis ihm der Schweiß aus allen Poren drang und seine mächtige Brust keuchte und seine kräftigen Beine bebten.

In dieser Stunde fühlte er, daß er elender gefangen lag als ehedem, da er sich nach der Freiheit des Leibes gesehnt. Dort vermochte er sich noch zu freuen über den Lügenmantel, der seine Schuld so geschickt verbarg, dort vermochte er noch zu hassen und zu fühlen, wie sein Auge im Zorn aufleuchtete in Gedanken an den Bauern, der ihn mit Spott und Hohn vom Hofe gejagt und seine Rachgier entzündet hatte. Jetzt aber schmolz alle böse Freude, aller Haß im Feuer einer unsinnigen Angst, die mit jeder Minute sich zu steigern schien.

Endlich öffnete sich der Wald und wie ausgespien fand sich der vom Gewissen Gepeinigte auf welliger Wiesenfläche, dahinter sich neue besonnte Hügel hoben zu einer fernen Höhe, von wo die roten Dächer eines Bergweilers niederschimmerten. Der Knecht ging etwa hundert Schritte weit bis zum Schatten einer einsamen Tanne, die am Wege stand und setzte sich, um auszuruhen, den glühenden Leib zu kühlen. Es war ihm leicht geworden. Die Luft schien freier, die Heiterkeit der Sonne rings über dem fetten Grün der Matten, das Licht der Blumen, das Rauschen eines nahen Bergbaches schien das tötende Brauen des Waldes in freudige Stimmen zu lösen.

Er atmete tief und blickte mit scheuer Verwunderung zum Forste zurück, der wie ein stummes Riesentier drohend lag. Keine Macht der Welt hätte ihn bewegen können, zurückzugehen in den gähnenden Schlund des Waldes, und mit Sorge dachte er daran, daß es nicht zu vermeiden war, dann und wann den Weg zu wandern. Er wandte sich ab, den beglänzten, stillen Bergen zu, die fern das Land begrenzten; aber er fand keine Freude an der Schönheit seiner Heimat. Zwar schwieg der Sturm des Herzens in dem Augenblicke, und er verspottete sich selbst; aber schon begann die feierliche Ruhe rings ihn aufs neue einzufangen mit ihren wunderlichen Stimmen, und kaum der Rast bewußt, trieb es ihn auf, die sausende Stille durch das Geräusch der eigenen Schritte zu übertönen. Niemand begegnete ihm; er war froh darum und sehnte sich doch nach der Stimme eines Menschen und begann wiederum, die eigenen Gedanken für sich hinzumurmeln.

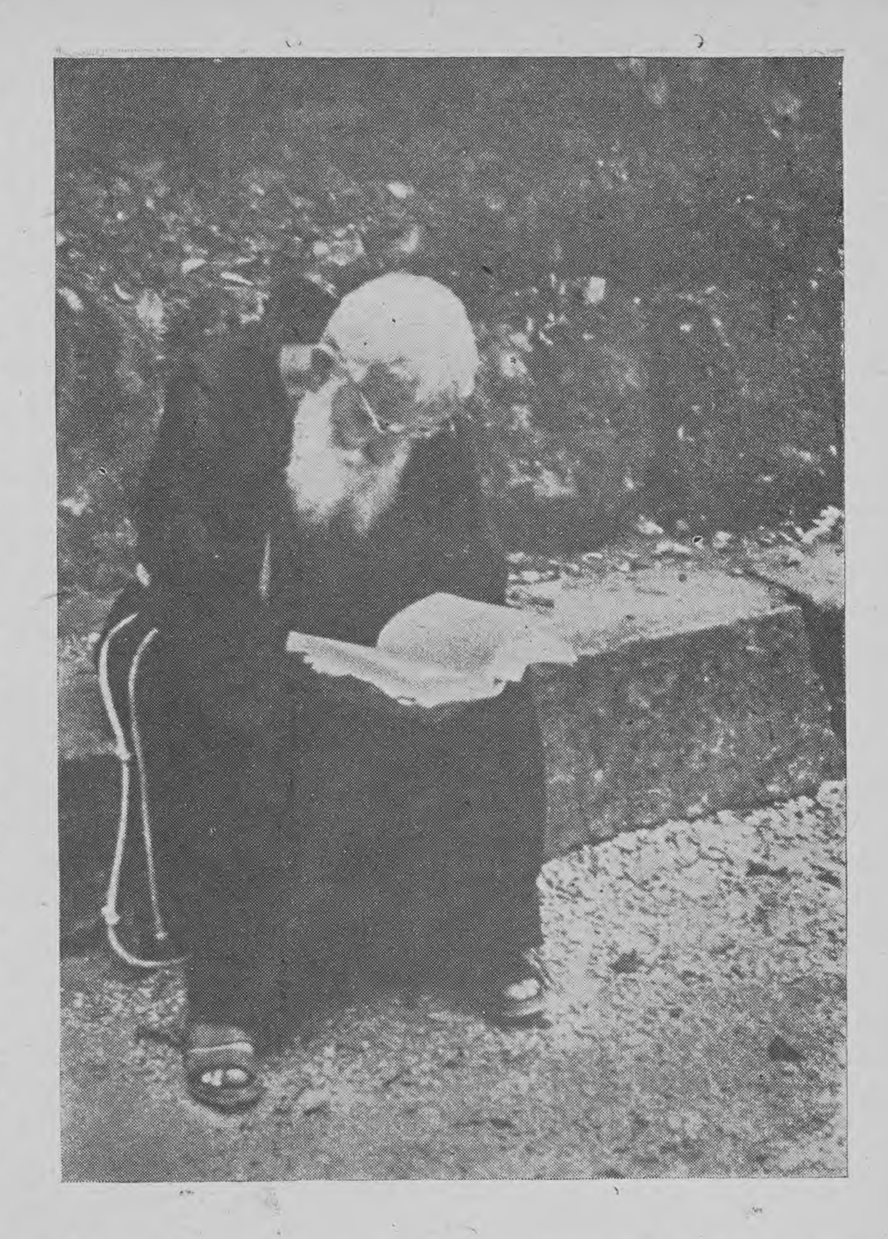
Der Sinn jener Worte, den er zuerst nur in dunkler Angst erfühlt, wurde ihm erschrecklich klar, und der seinem einfachen Verstande sonst so ferne und unfaßliche Gedanke von Gottes steter Gegenwart geißelte sein schuldbeladenes Gewissen, daß er wie im Wahnwitz zu streiten anhub mit einem Unsichtbaren, der ihn begleitete, dem nimmer zu entrinnen war. Und fluchwürdiger sah er seine Tat, größer seine Schuld, je länger er mit dem Unsichtbaren haderte, und als er endlich in seiner Kammer angekommen war, zermürbt von den quälenden Gedanken, da war ihm, als habe er mit eigener Hand seine Schande in Gottes Weltbuch eingetragen.

Der Senn war ausgegangen, den Sonntag in lustiger Gesellschaft zu verbringen. So blieb der Knecht bis tief in die Nacht allein. Er saß angekleidet in der niederen Dachkammer auf dem Strohsacke, der auf dem Boden hingebreitet lag, und starrte in das flackernde Licht einer halbverbranten Unschlittkerze. Es war schwül in dem engen Raume und der Knecht hatte das runde Guckfenster ausgehoben, durch das nun die Nachtluft hereinströmte und die Lichtflamme in steter Bewegung erhielt, so daß die Schatten an den weißgetünchten Wänden auf und nieder tanzten. Fern

Man kann schon ohne Beten leben. Viele tun es ja, und es geht ihnen wahrhaftig nicht schlecht auf Erden. Ihr Haus steht sicher und fest und ihre Tafel ist immer reichlich gedeckt. Diese Menschen habe viel – was können sie jedoch geben? Alles was aus ihren Händen und von ihren Lippen kommt ist Lüge! Sie können uns nicht täuschen. Wir schauen nicht mit den Augen der Welt, die nur das reiche Kleid und den gepflegten Körper sehen. Wir schauen mit den Augen der Ewigkeit. Und die zeigen uns viel sittliche Fäulnis, viel geistige Unreife, viel abstoßende Selbstsucht. Und das sagt genug. Wer ohne Beten lebt, kennt nur sich selbst als Gesetz. Er riecht nach innerer Fäulnis!

H. K.

grollte es von den Bergen her; der Knecht erhob sich und spähte ins Freie, wo im Westen der sternbesäte Himmel von schwarzer Wolkenwand jäh abgeschnitten schien. Die Angst wich keinen Augenblick von ihm. Er versuchte sich die Pfeife anzuzünden, die in früheren Tagen sein bester Freund und Zeitvertreib gewesen; doch sie schmeckte bitter, ging aus, und er hatte kein Lust, sie noch einmal in Brand zu stecken. Also ließ er sich wieder zur Erde nieder, müde wie einer, der unter schwerer Last zu Boden sinkt, wagte jedoch nicht, sich sorglos aufs Lager hinzustrecken, sondern starrte wie gebannt in die flackernde Flamme. Sie wurde vor seinen entsetzten Augen allmählich zur Fackel, zur Lohe, zur Feuergarbe, die mit furchtbar gierigem Lecken aufstieg in die Nacht. Und plötzlich griff's wie eine kalte Hand durchs Fenster, das Licht erlosch; aber vor den Augen des in Angstschauern Sitzenden hub ein Flackern und Tanzen an und ob er sich auch abwandte, das Trugbild abzuschütteln, und mit knirschenden Zähnen das Gesicht in beide Hände barg, umsonst: was er einst in boshafter Freude geschaut, das peinigte seine kranken Sinne nun und vergebens suchte er den Vorgang natürlich zu erklären. Indessen näherte sich das Gewitter. Blitz um Blitz fuhr nieder und der Donner widerhallte in den Bergen; der Wind heulte ums Haus und peitschte vereinzelt Regentropfen durchs offene Fenster, bis ein Rauschen niederging, flutgleich alles übertönend.



Der Knecht lag wie ein Erschlagener, unfähig, sich vom Strohsacke zu erheben, um das Fenster zu schließen. Erst als der Regen nachgelassen hatte, der Donner fern vergrollte und die eintretende Kühle auch seine matten Glieder labte, wagte er sich zu regen, griff nach der Decke, umhüllte sich dicht und sank in Schlaf. Der Morgen aber weckte ihn, ungestärkt, mit schmerzendem Kopfe. Ohne Freude vernahm er den Sang der Vögel und das Geläute ausziehender Herden.

Unterdessen war auch der Senn nach Hause gekommen, pochte an die verriegelte Tür, hieß den Knecht eine Fuhre Käse laden und nach der Stadt fahren. Der Knecht erschrak; doch er bemühte sich, heiter zu erscheinen, fragte scherzhaft, ob der andere wacker gezecht und in der Wetternacht den Weg versehen habe. Jener aber war mürrisch gelaunt, mahnte zur Eile und polterte, noch eh' die Tür geöffnet ward, die schwanke Dachstiege hinab. Er hatte den Haftentlassenen, den er wie alle für schuldig hielt, aufgenommen, teils um des Friedens willen, denn er kannte ihn von der Schule her, teils zu seiner Bequemlichkeit, wollte aber im übrigen keine Gemeinschaft mit ihm haben und

Ohne Saat keine Ernte. Und ohne Lesen und Denken keine Gedanken. Unser Zeitalter hat eine gedankenlose Generation von Menschen hervorgebracht. Wir schwätzen zu viel, und denken viel zu wenig. Kein Wunder, daß wir über die Hauptsachen des Lebens nichts mehr wissen – daß uns diese Hauptsachen überhaupt nicht mehr interessieren. Gott, sagen wir, sei das Allerwichtigste im Menschenleben. Und doch könnten wir kaum zehn Minuten lang über ihn reden. Wir wissen nichts von Ihm, können darum auch nichts über Ihn sagen. „Wovon das Herz voll ist, redet die Zunge." Unser Herz ist furchtbar gottarm geworden. Darum redet unsere Zunge nicht von Ihm. Wie könnte das Herz auch voll sein, wenn wir es nicht nähren? Weder mit Gottesgedanken noch mit Gottes Leben— und Liebeshauch? Wie könnte unser Herz voll von Ihm sein, wenn wir uns überhaupt nicht für die Gottesdinge interessieren? „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!" Ich lese keine Gottesbücher, habe deshalb auch keine Gottesgedanken. Ich habe keine Gottesdenken, weiß nichts von Gott, und kann deswegen auch nicht warm werden. Ich glaube an Gott, weil ich nicht das Elend der Hölle will. Ich will den ewigen Himmel. So schaut unsere Religion aus! Gott aber sprach: „Ich will deine Liebe!" Wie wird das nur werden, wenn wir einst in der Ewigkeit erscheinen und Zeugnis geben, daß wir das Glück des Himmels wollten – und daß wir Gott nicht wollten? Daß wir nach den Geschenken verlangten, doch nie nach dem Geber? Überlegen wir einmal!

H. K.

---

gedachte ihn bei nächster Gelegenheit gütlich loszuwerden.

Wortlos arbeiten die Männer nebeneinander. Obgleich der Knecht leichteren Mut gewann im Lichte des schönen Morgens und wie eine heimliche Sicherheit ein Teil des alten Trotzes fühlte und die Kraft, den Schein des Rechtes allen üblen Reden und Verdächtigungen entgegenzustellen, bangte ihm doch im Herzen vor der einsamen Fahrt durch jenen Wald und an der Brandstätte vorüber. Allein er hatte ein lebend' Wesen zur Seite, das Pferd, das munter in den Morgen wieherte und, nachdem der Senn ihm Brot gereicht, den schwerbeladenen Wagen sonder Müh' zu Tale zog. Der Knecht schritt nebenher, schellte mit der Geißel wie ein lustiger Fuhrmann und war doch voller Gedanken.

Unter der einsamen Tanne, wo er tags zuvor gerastet hatte, saß ein fremder Laienbruder mit Stab und Tasche. Der erhob sich, als das Gefährt nahgekommen war, grüßte fromm und bat, seine Last aufladen zu dürfen, das Mäntelchen dazu, damit er leichter wandere. Der Knecht könne sich für die Gefälligkeit ein Andenken wählen ein Ringlein vielleicht für seine Kinder, so er welche habe, ein Herrgöttlein zum Umhängen oder einen Pater (Rosenkranz). Der Knecht war voll Unsicherheit und Mißtrauen. Schon hatte die Nähe des dunklen Forstes seine Sinne in bange Erregung versetzt und er hätte eher den Bösen selbst als einen Gottesmann hier erwartet. Die freundliche Art des Bruders aber ermutigte ihn und augenblicklich glaubte er auch in solcher Gesellschaft leichter durch den Wald zu kommen, zumal der Fremde nicht wissen konnte, wer er war und was ihn drückte. Zwar erwiderte er den Gruß nur stumm; aber dienstbeflissen bereitete er eine Decke über die Kisten und legte Tasche und Mantel des Fraters darauf. Dann schritten sie hintereinander auf der schmalen Wegseite neben dem Wagen her und der Knecht schwang wiederum die Geißel, daß der Wald widerhallte, als stecke er voll lustiger Fuhrleute. Den Knecht aber schauderte leis und er hielt erschrocken inne und obgleich es dem Bruder zu gefallen schien und er ihn bat, die munteren Stimmen ein zweites Mal zu wecken, steckte er die Geißel in das Kummet und schritt stumm und mit gesenktem Kopfe weiter.

Hinter ihm hub der andere zu reden an, erzählte, wie er schon vor Morgengrauen vom Pfarrhofe jenes Bergdorfes weggewandert sei, in dem er die Nacht verbracht, und daß er des Abends wieder zum Dorfe zurückzukehren habe, dem Pfarrer eine Botschaft zu bestellen.

„Seid Ihr des Herrn G'sell?" spottete der Knecht.

„Warum sollt' ich ihm nicht dienstbar sein?" verteidigte sich der Bruder, „hat er mir doch auch einen Dienst erwiesen, indem er mich aufnahm. Mein Lebtag schlief ich nicht besser und träumte nicht schöner vom Jüngsten Gericht als in vergangener Nacht; erst am Morgen hab' ich erfahren, daß nicht die Sterne vom Himmel fielen, sondern die Blitze, und nicht die Posaunen der Engel, sondern der Donner so schrecklich hallte, die Toten aufzuwecken."

Der Knecht blickte scheu hinter

sich, als er den Bruder also reden hörte. „So habt Ihr geschlafen bei dem Höllenwetter?“ fragte er kleinlaut, „und vom Jüngsten Gericht träumtet Ihr? Glaubt Ihr denn wirklich daran, daß die Toten auferstehen werden?“

„Gottes Gnad’, mein Lieber! Glaubt Ihr etwa nicht daran? Und ’s ist doch wahr und wirklich wie Wald und Himmel und Euer Gaul, daß wir beide uns einst wiedersehen werden, so Gott will im Glorienscheine.“

Der Knecht schwieg. Die Überzeugung des Frommen drückte schwer auf seine bange Brust. Indessen hätte er gern mehr erfahren, auch störte ihn das stumme Gehen hintereinander. Der Bruder schnaubte zuweilen lästig auf, als habe er den Schnupfen, und der Knecht erschrack daran jedesmal, daß es ihm die Schultern hob und jener fragte, ob er am Gliederreißen leide. Doch es ging nicht an, die Plätze zu wechseln, da der Knecht das Leitseil in der Hand hielt. So begann er nach einer Weile wieder zu reden.

Es sei nicht leicht, meinte er, all das zu glauben, was der Pfarrer sage, der es doch ebensowenig gesehen wie irgend ein anderer. Und das Unsichtbare sei eine ungewisse Sach’. Ja, die Juden, die hätten’s gut gehabt, wenn das stimme, was in der Bibel steh’, daß Gottvater mit ihnen zu Fuß gegangen sei und geredet habe in ihrer Sprache; und wie man es zu halten habe jetzt, fragte er weiter, mühsam und beklommen, ob Gott in Wind und Wald und Sonne sei oder in der Erde selbst, da er doch überall zugegen? —

„Ihr seid ein arger Zweifler,“ meinte der Bruder bedenklich, „Gott ist die Welt und noch mehr; denn sie ist aus ihm, sagt unser Pater Ewald und der ist ein gar gescheiter Mann und hat schon manch’ Hartgesottenen bekehrt. Zu dem solltet Ihr zur Beichte gehen, der würde Euch Eure Zweifel auslegen. Sonst, mein Lieber, ist’s nicht gut um Euch bestellt, wenn Ihr so fortfahret zu kritisieren und am Ende alles besser wissen wollt als die Studierten selber.“

Da blieb der Gaul stehen; denn der Knecht hatte in der Erregung am Leitseile gezerrt und erschrak nun über die plötzliche Stille, riß die Geißel vom Kummet, fluchte ungeduldig und gab dem Braunen ein paar über den Rücken, daß er mit der schweren Laßt etliche Galoppsprünge machte und sich allmählich nur beruhigte.

„Hopsa!“ sagte der Bruder spöttisch, „Ihr seid ein aufgeregter Fuhrmann.“ Der Knecht aber blieb stumm fortan, bis sie aus dem Walde waren. Dann legte er den Hemmschuh ein und unter Quieksen und Scharren ging’s zum Dorfe hinab, wo im hellen Tageslichte die düstere Brandstätte lag. Dem Knechte grauste es; er suchte den Anblick zu meiden, wandte sein Augen zur Erde, zum Himmel, hierhin und dorthin; aber immer wieder zog es seine Blicke nach dem Ort der Tat, bis sie hart dran vorüberfuhren und sein Begleiter zu fragen anhub. Der Knecht mußte ihm die Geschichte erzählen und hatte noch nie die Neugier eines anderen lästiger empfunden. Er fluchte heimlich und log ein gar wunderliches Zeug und es ward ihm so schwül und unbehaglich zumute, zumal ihnen Leute des Dorfes begegneten, die die seltsamen Weggenossen mit erstaunten Blicken betrachteten. Dem Bruder entging des Knechtes Verwirrung nicht. Er schüttelte ein ums andermal den Kopf, und als sie bei der Dorfkirche angekommen waren, sagte er dem Knecht Lebwohl und Dank für seine

---

Basutoweisheit

Die von den Oblaten in Afrika betreuten Basutoneger haben eine Reihe von Sprichwörtern, in denen tiefe Lebensweisheit steckt, die zeigen, daß die schwarzen Menschen nicht bloß „Auch-Menschen“, sondern vollbürtige Mitglieder der großen Menschheitsfamilie sind. Hier einige Beispiele:

Der schwarze Mann baut nicht auf Versprechungen.
Im Trunk ist Blut (Unglück der Trunksucht).
Man fällt mit seinem eigenen Schatten (Eitelkeit).
Die Spitze der Nadel muß immer zuerst kommen (Vorsicht).
Das Wasser wird nie müde (Fleiß).
Neues Wasser verdrängt das alte (Veränderlichkeit).
Der Hunger liegt unter dem Mehlsack verborgen (Notzeiten).
Der Hase nagt nahe beim Hund (Frechheit).
Der Löwe knurrt beim Fressen (mürrisches Wesen).
Hunger treibt auch das Krokodil aus dem Wasser.
Geiz ist Diebstahl.
Guter Name gibt guten Schlaf (gutes Gewissen).
Alte Kamele tragen die Felle der jungen zum Markt (schlechte Erziehung).
Man spannt nie einen Esel und einen Ochsen an dasselbe Joch.

Gefälligkeit, nahm Tasche und Mantel an sich und wies nach dem Pfarrhofe hinüber, wohin er müsse, dem Pfarrer seinen Besuch zu machen. Doch versäumte er nicht zu fragen, um welche Stunde etwa der Knecht zurückkomme und ob der Wagen dann leer sei, ihn und seine Bürde aufzunehmen; denn er habe sich, bei Gott, schon eine Blase gelaufen. —

Der Knecht sagte zu allem ja, froh, endlich allein zu sein mit dem wüsten Sturm seiner Gedanken. Ihm war übel und schwach und er sehnte sich nach einem Gläschen Schnaps, wagte aber nicht, beim Krämer noch einmal zu halten, trieb vielmehr den Gaul zur Eile an um aus dem Dorfe zu kommen.

Als er am späten Nachmittage zurückfuhr, stand der Laienbruder an derselben Stelle, begleitet vom Pfarrer. Der grüßte heiter und freundlich und bot dem Knechte, der in finsterer Verdrossenheit sein Gefährte anhielt, eine Zigarre. Er nahm sie mürrisch, ohne Dank. Der Bruder kletterte unterdessen in den Wagen und ließ sich auf einer leeren Kiste nieder. Der Knecht setzte sich vor ihn auf ein querliegendes Brett und das Pferd zog an.



Der Knecht hatte über den Durst getrunken, in der Absicht, sich anzuheitern; doch war ihm das Geld im Beutel verronnen, eh' seine Sinne die Wohltat der Betäubung spürten, und so saß er unbefriedigt, noch immer im Streite mit sich selbst, aber doch in etwas stumpfem Gleichmute, daß die Angst ihn nicht allzusehr quälte. Er schaute nicht links, nicht rechts und es gelang ihm, mit starrem Blicke zwischen den Ohren des Gaules hindurch, am Brandplatze vorüberzukommen. Der Bruder schwieg gleich ihm, bis die Straße steil zum Walde hinanstieg. Da fragte er, ob es nicht besser sei, die kurze Strecke zur Schonung des Tieres abzusteigen. Der Knecht aber brummte ungut, das könne er halten, wie er wolle; er bleibe sitzen. Und so ging's mühsam die Höhe hinan; denn der Knecht gönnte dem Gaul keine Rast und während der Fahrt vermochte auch der Bruder den Wagen nicht zu verlassen. Doch ehe sie den Wald erreicht hatten, war die Sonne gesunken und der Knecht steckte seinen Kopf tief zwischen die Schultern im Anblicke des düsteren Tores, das vor ihm aufgetan lag. Dünkte ihn der Forst schon im Tagslicht gruselig genug, wieviel des Grauens mochte in unsicherer Dämmerung darin verborgen lauern! Als das müde Pferd just am Eingange des Waldes stehen blieb, war die Stille so groß, daß der Knecht zusammenschrak und meinte, nun müsse sich etwas Furchtbares ereignen. In angstvollem Eifer schwang er die Geißel; das Knallen und Klatschen durchschnitt die Luft und höhnte wie höllisches Gelächter aus dem Waldesinnern. Dem Knechte fuhr es kalt den Rükken hinab—links und rechts raschelte es im Getänn, ein Rabe flog krächzend auf, und die Stimmen, die er geweckt hatte, schienen nicht mehr zu Ruhe kommen zu können. Es lachte und höhnte in einem fort, bald fern, bald nah, übertönte in quallender Deutlichkeit auch das Geräusch der Räder, und in stummem Entsetzen saß der Knecht

und kalter Schweiß sammelte sich auf seiner Stirne. Unsichere Schatten huschten vorüber; das schmale Himmelsband zwischen den hochanstrebenden Tannenwipfeln warf das letzte Licht auf die Straße. Die ersten Sterne flimmerten; rasch sank der Wald in Dunkel. Da glimmten hier und dort, straßauf, straßab Funken auf, schwebten und schossen vorüber, standen reglos im Düster zwischen den schattenhaften Sträuchern und Stämmen, sprichten in kleinen Häuflein aus dem Gras am Straßenrande. Der Knecht stöhnte entsetzt und krümmte sich vor Angst auf seinem Sitze. Er fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen; doch der Spuk schwand nicht; vielmehr begann es wie in verwichener Nacht vor seinen Augen zu tanzen und zu flackern und die Angst schnürte ihm die Kehle ab.



„Was habt Ihr nur?" fragte der Bruder hinter ihm, „ist Euch nicht wohl? In meiner Tasche steckt ein Fläschchen Klostergeist; der könnt Euch gesunden, wenn Ihr einen Augenblick halten wollt."

Aber der Knecht verstand ihn nicht; er hörte nur des Bruders Stimme und fragte gepreßt: „Seht Ihr auch die Funken, Frater ... da .. da ... ich weiß nicht, mir flackert es vor dem Gesicht, als stünde' der Wald in Flammen."

„Ihr habt ein schlecht Gewissen, mein Lieber," entgegnete der andere, der längst wußte, wo den Knecht der Schuh drückte, „habt Ihr noch nie Johanniswürmchen gesehen? Lobet den großen Gott, der solches geschaffen; zuerst aber rat' ich Euch, begebet Euch zum Pater Ewald, wenn Euch Euer Ortspfarrer zuwider ist."

Der Knecht verstummte. Scham und Trotz mischten sich in seine Seelenpein. Und als sie den schrecklichen Wald hinter sich hatten, und auch an der Tanne vorüber waren, hielt er sein Fuhrwerk an und ließ den Bruder absteigen; denn hier trennten sich ihre Wege.

Verstört kam der Knecht nach Hause. Der Senn empfing ihn mit wortloser Unfreundlichkeit; denn er erwartete ihn seit einer Stunde und war in seinen Geschäften aufgehalten worden. Der Knecht aber war es zufrieden, daß er ohne Worte seine Kammer aufsuchen konnte, wo Käse, Brot und Milch vor seinem Bette stand als Abendkost. Doch er vermochte kaum einen Bissen hinunterzuwürgen; das stumme Licht der Kerze brachte ihn fast vom Sinnen.

Mit entsetzlicher Langsamkeit verstrich die Zeit und in qualvollen Stunden erkannte der Knecht, daß sein Leben verspielt, sein Kampf um Frieden und Glück verloren war. Ein letztes Aufbäumen vor dem unsichtbaren Richter hob seine mächtige Brust zu einem Stöhnen, das klang wie der Schmerzlaut eines Tieres. Mit vorgestrecktem Halse erhob er sich, öffnete mit verzweifeltem Mute die Tür und spähte suchend auf den halbdunklen Dachboden hinaus. Dort, in einem verstaubten Winkel, lag ein Strick. Er griff darnach, prüfte seine Festigkeit und mit verzerrtem Antlitz traf er die letzten Vorbereitungen, freiwillig aus dem Leben zu scheiden. Aber noch eh' er sich die Schlinge um den Hals gelegt, im Taumel furchtbarster Erregung war ihm, als läute eine ferne Glocke. Es rief nicht zu Sturm und Feuersnot, es war friedliches Festgeläute, klang sanft und mahnend wie einst in friedvollen Tagen nach einer Woche harter Arbeit. Und wie er lauschte, umfing ihn auch wie nach übergroßer Mühsal des Leibes und der Seele plötzlich ein wundersamer Trost und die verworrenen Gedanken verflossener Stunden klärten sich. Als sei sein ganzes Wesen mit einem

Male in neue Bahnen getrieben, als seien die Rachegeister in seiner zerschlagenen Brust verstummt, gewichen und aus dem fernen, wundersamen Klingen neue Stimmen geboren worden, so kamen ihm plötzlich an Stelle des Schreckens und der Verzweiflung vergessene Gedanken an Gottes Güte und Verzeihung.

Auch davon hatte der Prediger gesprochen. Allein diese Worte hatte sein verstocktes Herz nicht aufgenommen. Jetzt aber, vor der letzten, furchtbarsten Tat, öffnete sich seine qualgeläuterte Brust dem Gnadenstrome. Schritt für Schritt wankte er in seine Kammer zurück, warf sich aufs Lager hin und brach wie ein Kind in Tränen aus, durchwühlt vom Schmerz der Reue. So lag er bis zum Morgengrauen. Dann erhob er sich, packte seine kleine Habe in einem Rucksak, verließ das Haus und wanderte dem fernen Kloster zu, wo Pater Ewald wohnte.

* * *

Das ist der Bericht des Pfarrers über die wunderbare Läuterung und innere Bekehrung einer befleckten und verwirrten Menschenseele. Daß jener Knecht aber nach der Beichte auch die Kraft zur Buße fand, ein ordentlicher, arbeitswilliger Mensch wurde und Jahre seines Lebens in freiwilliger Armut verbrachte, um zu sühnen, was er verschuldet, das ist nicht weniger wunderbar und kein geringeres Zeugnis von der Gewalt göttlichen Geistes.

Das größte Wunderding
ist doch der Mensch allein,
Er kann, nachdem er's macht,
Gott oder Teufel sein.

Angelus Silesius

Zwei Quellen des Unheils

„Damit ich mich aber der hohen Offenbarungen wegen nicht erhebe, wurde mir ein Stachel in mein Fleisch gegeben, ein Engel Satans, der mich mit Fäusten schlagen sollte." (2. Kor. 12.)

Das ist ein dunkles Wort. Denn es rührt an das Geheimnis des Bösen in der Welt. Daß es dieses Böse gibt braucht uns Zeitgenossen nicht erst bewiesen zu werden. Weil die meisten es ja am eigenen Leib und der eigenen Seele grauenhaft erfahren haben. Das millionenhafte Schmerzgeschrei unschuldiger Opfer eines teuflischen Gewaltsystems und einer früher nicht für möglich gehaltenen menschlichen Verworfenheit hängt ja noch unerlöst in der Luft. Und die schweren Wunden zweier verbrecherischer Weltkriege sind noch lange nicht verharscht. Wir wissen Bescheid um das Böse in der Welt, wir Verfolgten, Geschlagenen und Betrogenen.

Aber das ist nicht immer so gewesen. Denn es ist noch gar nicht so lange her, da hat man dieses Böse geleugnet und nicht daran geglaubt. Gut und Böse waren als verführerische oder abschreckende Vorstellungen am weiten Horizont des allgemeinen Volksbewußtseins langsam verblaßt. Kain, der den Bruder Abel erschlagen, hat es immer wieder von neuem verübt: Märchen aus einer mythenfrohen längst vergangenen Zeit! Die Menschheit sei inzwischen „Jenseits von Gut und Böse" angekommen, meinte Nietzsche und mit ihm ein halbes Jahrhundert. Und es gehe jetzt unaufhörlich auf der Rolltreppe des Fortschritts einem fröhlichen leidlosen Erdenparadies entgegen.

Was noch an Bösem da sei – so wurde von Kathedern und Bierbänken her geschulmeistert – sei nichts als ein unangenehmer Reststand aus einer dunklen Epoche. Es müsse allmählich und systematisch aufgearbeitet werden. Und was dann vielleicht noch übrig bleibe, werde durch den „kalten" Engel der Hygiene, durch eine immer vollkommenere Organisation und letzten Endes durch den Wohlfahrtsstaat aus der Welt geschafft.

Und so sonnte sich der Mensch des 20. Jahrhunderts – im Gegensatz zu den Griechen, Indern und den frühen und mittelalterlichen Christen, die „die Welt voll Teufel" sahen oder doch von geheimnisvollen widrigen Mächten – in der heiteren Sonne eines noch nie dagewesenen Optimismus.

Bis dann dieser heitere Himmel im Grauen zweier Weltgemetzel und einer nicht weniger höllischen Parteischurkerei in allerschwärzesten Pessimismus versank. Und aus der frohen Paradieseshoffnung bleiche Lebensangst wurde.

Soweit sind wir heute. Wir haben in den Abgrund geschaut. Da sind uns die Augen aufgegangen. Uns kann keiner noch einmal damit kommen, den Versuch zu machen, „Jenseits von Gut und Böse zu leben. Was ja nichts anderes zu bedeuten hätte: als außerhalb aller absoluten sittlichen Normen zu leben. Denn wir haben zu unserem größten Leid erfahren: daß es keinen Raum auf Erden – keinen Bezirk des menschlichen Lebens – gibt, der nicht entweder Gott oder dem Teufel gehört; und so auch ent-

weder dem Gesetz und Willen des einen oder des andern untersteht. Was nicht vergöttlicht wird im Leben (in seinen Dienst gestellt wird), das wird verteufelt.

Das ist so in der Politik, in der Wirtschaft, im Sozialen wie auch in Kultur und in Ehe und Familie.

Weil man im 19. Jahrhundert nicht mehr an das Dasein des Bösen – den „Engel Satans" – geglaubt hat, sollte das Leben des 20. Jahrhunderts so grauenhaft dämonisiert werden. Auch da, wo man noch von „christlicher" Politik und Sozialordnung und Kultur gefaselt hat.

Diesen dämonischen Kräften des Bösen, die alle wirklichen Werte des Lebens zerstören und jede menschliche Würde schänden, kann man nicht beikommen mit bloßen politischen Aktionen, mit nur sozialen Maßnahmen und nur kulturellen Veranstaltungen. Eher noch hätte einem Don Quijote sein lächerlicher Kampf gegen rasende Windmühlenflügel gelingen können.

Um ein so großes Abenteuer bestehen zu können, ist der lebendige Glaube an die Existenz eines persönlichen Gottes nötig. An Gott, mit dessen Gnade der „Engel Satans" an die Kette gelegt werden kann.

Womit allerdings nur eine Quelle des Bösen und allen Unheils in der Welt verschüttet ist. Denn es gibt noch eine andere, die auch verderblich und verhängnisvoll ist: die eigene gebrochene menschliche Natur . . . Sie muß in jedem Gedanken und in jedem äußerem Tun vor das unbestechliche Tribunal des persönlichen Gewissens gebracht werden. Dort hat sie den richterlichen Spruch der pesönlichen Verantwortung – was gut und böse sei – anzuhören und sich danach zu richten.

Davon, von unserem Glauben und der im Gewissen begründeten Verantwortung, hängt es ab, ob unsere Zeit und Zukunft vom Ordnungsgesetz des göttlichen Geistes oder von der höllischen Anarchie des Teufels bestimmt und gesteuert wird.

Es kommt alles darauf an, aus den Irrlehren des 19. Jahrhunderts und den Irrtaten des 20. Jahrhunderts die richtigen Folgerungen zu ziehen . . .

Die Geschichte eines Priesters

Erzählt von Franz Kister O.M.I.

Er kramt aus. Was denn diesmal? – Nur einen Brief. Doch ich wäre kein zeitgenössischer Missinosrucksak, sondern ein gedankenloser Trottel, dick und doof, wenn ich Dir, lieber Oblaten- und Diasporafreund, diesen Brief, den ich seit einigen Tagen bei mir trage, nicht zum Lesen gäbe. Er stammt aus der mitteldeutschen Diaspora und hat folgenden Wortlaut:

Lieber Rucksackpater! Unser guter Herr Pfarrer ist vom Fahrrad gestürzt. Dabei hat er sich das rechte Bein gebrochen und den linken Fuß verstaucht. Er liegt in Göttingen im Krankenhaus und büßt in bitteren Schmerzen seine und seiner Pfarrkinder Sünden ab. Wir haben ihn besucht. Er sagte uns, der Bischof habe ihm für den nächsten Sonntag eine Aushilfe zugesagt. Wir sollten also keine Furcht haben, für uns sei gesorgt. Wir gingen also am Sonnabendnachmittag zur Kirche, um zu beichten. Es ist, wie Sie wissen, lieber Rucksackpater, eine Strafanstaltskapelle. Aber von einem Geistlichen war nichts zu sehen. Als wir lange genug vergeblich gewartet hatten, gaben wir die Hoffnung auf und schickten uns an, wieder nach Hause zu gehen.

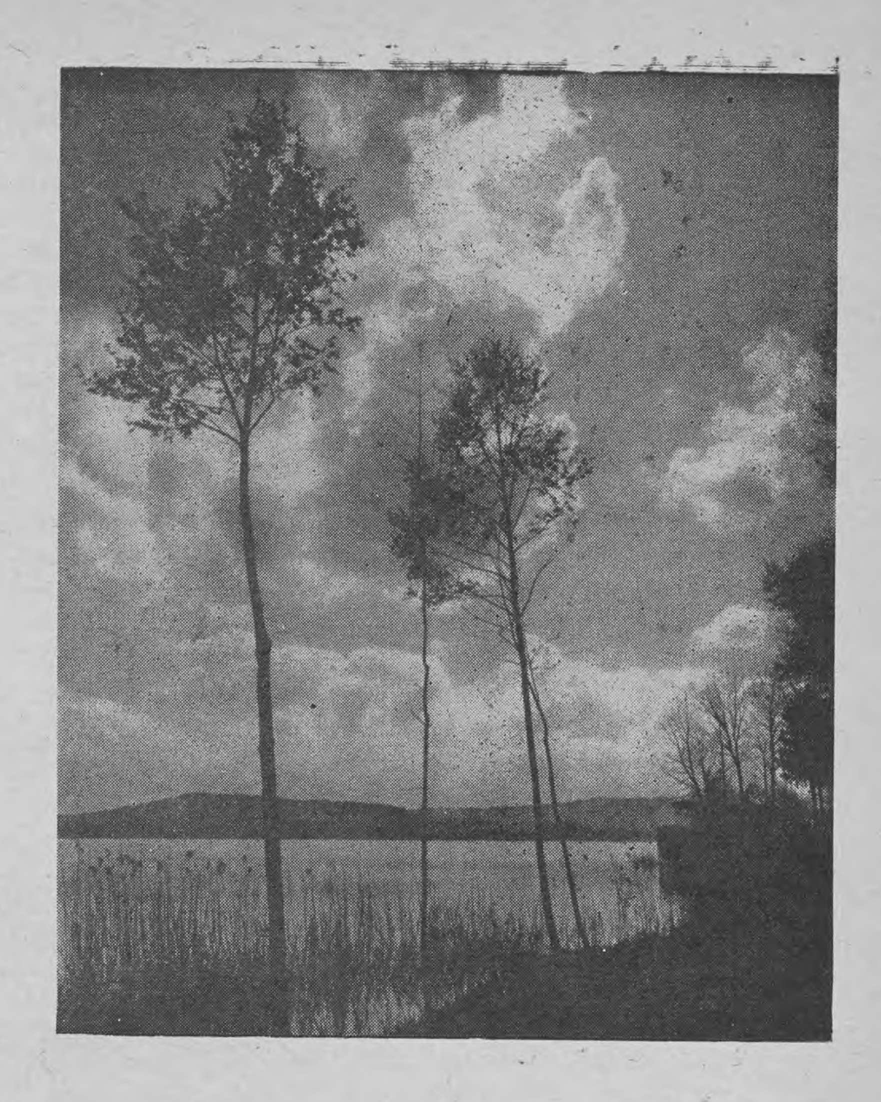
Vor der Kirche trafen wir einen uralten Mann mit schneeweißem Haar, in einen weiten schwarzen Mantel gehüllt. Wir kannten ihn nicht und dachten, er wolle auch beichten. Darum sagten wir zu ihm: „Geht ruhig wieder heim, lieber Herr; es ist kein Priester da" Er aber entgegnete: „Doch, gute Leute, es ist einer da. Kommt!" Dann ging er uns langsamen Schrittes in die Kirche voran, hielt Anbetung vor dem Allerheiligsten und ließ sich in der Sakristei in dem schmalen Notbeichtstuhl nieder. Es waren unser nur eine Handvoll Beichtkinder. So hatte der fremde Priester seinen Dienst bald getan. Doch lange noch kniete er, ins Gebet versunken, an den Stufen des Tabernakels. So spät wie an jenem Abend hat unser Küster noch nie das Licht in der Kirche gelöscht.

Am anderen Morgen, einem Sonntag, war die Gemeinde zur Feier der hl. Messe versammelt. Zur Predigt wandte sich der Fremde um, lud mit der Hand zum Sitzen ein und begann:

„Verzeiht, Brüder und Schwestern, wenn heute morgen ein Mann von nahezu achtzig Jahren zu Euch, den Lebenden, von Toten und von Erinnerungen spricht.

Aber heute sind in meinem Herzen alle Toten lebendig und alle Erinnerungen Gegenwart.

In diesem Eurem Städtchen bin ich geboren. Hier habe ich meine Kindheit verbracht. Fast sieben Jahrzehnte sind es her, da kniete ich als Bub in dieser Anstaltskapelle, wenn einmal im Monat ein Priester weit her kam, um hier die hl Messe zu feiern. An diesem Altar tat ich Ministrantendienste. Außer den Sträflingen nahmen nur ganz wenig Zivilpersonen am Gottesdienst teil. Es wohnten ja nur zwei katholische Familien in der Stadt. Hatte der Herr Kaplan nach der hl Messe noch einige Minuten Zeit, so hielt er uns einen kurzen Religionsunterricht. Das mußte dann für den ganzen Monat genügen. An den übrigen Sonntagen tippelten wir, wenn das Wetter nicht allzu garstig war, zehn Kilometer weit in die Kreisstadt. Dort war die hl Messe in der Kaserne.



Auf Euren Gesichtern lese ich die Frage: Wer gab Ihnen denn Beicht– und Kommunionunterricht? Und wie sind Sie Priester geworden?'

Den Beicht– und Kommunionunterricht gab uns die Mutter. Wir hätten uns keinen besseren Katecheten wünschen können. Sie verstand es so fein, daß bei der Prüfung der Herr Pfarrer in der Kreisstadt ganz stolz auf uns war und sagte: ‚Kinder, gerade um euch da draußen habe ich gebangt. Aber ihr macht mir die meiste Freude.' Er war stolz auf uns und wir waren stolz auf unsere Mutter.

Dort – und dabei wies er mit dem Finger auf die kleine Sakristei – habe ich vor 70 Jahren meine erste hl Beichte abgelegt.

Und hier auf der obersten Stufe des Altares empfing ich meine erste hl Kommunion. Es ist mir, als sei es gestern gewesen. Neben mir kniete die Mutter, der Vater dort hinten in der Bank. Er war Protestant. In der Strafanstalt hatte er eine Aufseherstelle. Weil er aber eine katholische Frau geheiratet und sich mit ihr hatte katholisch trauen lassen, wurde er von vielen mit bösen Augen angeschaut.

In der Zeit, da meine Mutter mich unter dem Herzen trug, wurde sie hämisch auf der Straße begafft. Man spie vor ihr aus. Ich sollte gar nicht zur Welt kommen. Der Arzt stellte fest, ich müsse sterben, sonst koste es der Mutter das Leben. In dieser Not nahm eines Tages der Vater die Mutter an der Hand und sagte: ‚Komm, Mutter, wir machen eine Wallfahrt. Dann wird alles gut werden.' So machten sich beide, der protestantische Vater und die katholische Mutter, auf den Weg und pilgerten zum Muttergottesheiligtum nach Germershausen. Das Vertrauen meines Vaters auf die Hilfe Mariens war fast noch größer als das meiner Mutter. Er bestand darauf, daß sie mit ihren Händen das Gnadenbild berühre, als sei er selber dazu nicht würdig, und flüsterte ihr zu: ‚Weihe dich und das Kind ihrem Herzen. Sie wird helfen.' Es geschah. Seit jener

Stunde galt ich als Marienkind. Die Geburt verief trotz der bösen Ahnungen und Prophezeiung der Ärzte gut.

Vom Tage meiner ersten hl Kommunion an war es mir, als ob eine Stimme in mir sage, ich müsse Priester werden. Da im Laufe der Jahre die Kinderzahl wuchs und der Vater beruflich nicht vorankam, wanderten wir nach Westfalen aus. Dort besuchte ich das Gymnasium, dann das Seminar und wurde Priester.

Meine Mutter, die viele Jahre hindurch leidend und bettlägerig war, begleitete mich mit ihren frommen Gebeten von der Wiege bis zum Weihaltare. An meiner Priesterweihe konnte sie wegen ihrer Krankheit nicht teilnehmen. Ich brachte ihr den Primizsegen ans Krankenbett.

Am Morgen meines Primiztages nahm mich mein Vater beiseite und sagte: Eine kostspielige Primiz konnten wir dir nicht machen. Dafür hat die Krankheit deiner Mutter zu viel Geld verschlungen. Aber ein Primizgeschenk habe ich doch für dich, mein Junge. Ich habe in der Stille Konvertitenunterricht genommen und bin katholisch geworden. Deine erste Amtshandlung als Priester soll sein, deinen Vater bedingungsweise zu taufen und die hl Kommunion zu reichen.

So spendete ich meinem Vater die hl Taufe und reichte ihm im Primizamt die hl Kommunion. Meine Mutter starb bald nach meiner Priesterweihe. Der Vater lebte noch 20 Jahre und ging seit jener Stunde täglich zum Tische des Herrn.

Ich selber habe über 50 Jahre in der Seelsorge gearbeitet. Nun bin ich ein Greis und verbringe meine alten Tage in einem Städtchen des Sauerlandes.

Dieses Kirchlein habe ich seit meiner Kindheit gestern zum ersten Male wieder betrachtet und – wohl auch zum letzten Male. Könnt ihr Euch nun denken, wie es mir ums Herz ist?"

Der Priester machte eine Pause. Dann war es, als ob seine gebeugte Gestalt wüchse, und wie Johannes der Lieblingsjünger stand er da, als er mit eindringlicher Stimme sagte: „Kindlein, alle Wege von allen Enden der Erde führen zu Gott. Diese Wege sind Wege der Liebe und – wunderbar!"

Zum Credo intonierte die Orgel: Wir sind im wahren Christentum. Doch niemand vermochte zu singen. Bei der Wandlung hörte jeder seine eigenes Herz schlagen.

Beim Verlassen des Kirchleins mochte sich niemand in die Augen schauen lassen. Jeder stahl sich rasch und schweigend heim. Als der greise Priester in der Sakristei seine Gewänder ablegte, zeigte ihm der Küster das Opferkörbchen. Es war leer. Der treue Mann hatte in all den langen Dienstjahren an diesem Tage zum ersten Male – in Sinnen verloren – die Kollekte vergessen. „Ach, Hochwürden, bin ich doch ein törichter Mensch! Wo hatte ich nur meine Gedanken? Aber ich weiß, sie waren beim Herzen – und das war weit fort."

„Das Herz ist an vielem schuld", sagte der Priester. Und beide lächelten.

Nur der ehrliche Mensch ist Mensch von wahrem Wert. Ehrlich im Verhältnis zu allen seinen Mitmenschen, ganz gleich ob Freund oder nicht; grundehrlich zum eigenen Gewissen – und vor allen Dingen: Ehrlich vor Gott! Hast du diese Ehrlichkeit, dann kann jeder auf dich bauen: Dein Nachbar, du selbst, und Gott. Unserer modernen Welt ist nichts von dieser Ehrlichkeit geblieben. Wir belügen die Welt, wir belügen uns selbst, und wir versuchen immer wieder, selbst Gott zu belügen. Kein Wunder, daß wir zu nichts kommen. Was die Lüge erbaut, bleibt Lüge. Sei nur nicht zu selbstsicher: Dein Haus, dein Bankkonto, dein Ansehen kann morgen schon so in Trümmer fallen, wie es gestern in Europa geschah. Lüge baut Haß, Haß bringt Krieg, und Krieg heißt Zerstörung. Nur die Ehrlichkeit ist von Dauer. –

H. K.

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh das Gute liegt so nah,
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Goethe

Es bildet ein Talent sich in der Stille,
Doch ein Charakter nur im Strom der Zeit.

Goethe

Blitz und Ungewitter

Es wird Abend. Vom Westen her steigt ein großer schwarzer Wolkenberg empor. Ein schweres Gewitter kommt näher. Fast plötzlich wird es ringsum finster. Die Blitze zucken, unaufhörlich grollt der Donner. Dann ist es, als hätten sich alle Schleusen des Himmels geöffnet, so strömt der Regen herab. Ein einziges Toben, Heulen und Brausen erfüllt die Luft. Hagelkörner schlagen gegen die Fenster. Die Mutter zündet eine geweihte Kerze an. Die Kinder fangen von selbst laut zu beten an. Peter schreit plötzlich: „Wasser!" Durch die Mauer der im Erdgeschoß befindlichen Stube brechen drei dicke Wasserstrahlen ein, Hilde weint. Sie steht. im Hemdchen da; Mutter wollte sie gerade zu Bett bringen. Der elfjährige Peter reißt das kleine schlafende Schwesterchen aus dem Säuglingsbettchen und trägt es auf seinen Armen in das obere Stockwerk. Weinend tappt Hilde hinter ihm her. Die Mutter packt den Kinderwagen und trägt ihn hinauf. Schon reicht ihr das Wasser bis an die Knie. Noch einmal will sie zurück, um Notwendigstes zu bergen, aber das Wasser flutet bereits bis an den oberen Türrahmen. Es gibt kein Zurück, kein Hinaus mehr. Unter dem Anprall der entfesselten Wassermassen schwankt das ganze Haus. Erstickte Hilfeschreie, das Krachen einstürzender Gebäude sind zu hören. „Wird das Haus standhalten, das Wasser noch mehr steigen?" denkt fast verzweifelt die Mutter. Der alte Großvater betet still in einer Ecke. Er wartet auf sein Ende. Die Kinder beten und singen ohne Unterlaß. Peter stimmt im schwankenden Haus ein Lied an: „Meerstern, ich dich grüße, o Maria, hilf!"

Im Nachbarhaus hat das in der Abenddunkelheit heranflutende Wasser den zwölfjährigen Franz und seinen Hausherrn, den Schmied des Dorfes, in der Küche überrascht. „Schnell auf den Tisch!" schreit der Mann dem Jungen zu, er selbst springt auf den Herd. Das Wasser steigt. Mit unheimlicher Wucht strömt es in den kleinen Raum, hinaus kann keiner. Sie halten sich an der Gardinenstange. Schon reicht das eiskalte Wasser dem Jungen bis an das Kinn. Er schreit nach der Mutter. Sie kann ihn ja nicht hören, kann nicht helfen. „Halt aus, Junge!" ruft ihm der Schmied zu. Franz spricht und schreit nicht mehr. Manchmal hat er den Religionsunterricht geschwänzt, jetzt betet er laut: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen!" Plötzlich sagt er: „Ich meine, das Wasser sinkt." Gerettet!

Aus einem Hause, etwas höher gelegen, dringt Kerzenschein in die dunkle Nacht. Vor dem Bild der Muttergottes von Fatima knien zwei Frauen mit den Kindern im Rosenkranzgebet. In größter Not beten sie für das bedrohte Dorf, „Heilige Maria, Unsere Liebe Frau von Fatima, hilf uns, steh uns bei!"

Das Wasser sinkt, die größte Gefahr ist vorbei. Erst der nächste Morgen zeigt die ganze Größe der Unwetterkatastrophe: Todesopfer, zerstörte Häuser, ertrunkenes Vieh.

Der Herr Pfarrer ist gekommen. Er stapft in Gummistiefeln durch den hohen Schlamm, der alles bedeckt. Ein Polizist führt ihn zu den Toten. Es ist keiner von den 74 Katholiken des Dorfes dabei, alle haben ihr Leben gerettet.

„Das war wie bei der Sündflut", sagen die Kinder. Manche Mutter spricht nur still: „Die Mutter Gottes hat uns gerettet."

Siegfried Budnioch O.M.I.

„Ich suche nichts, aber ich werde gesucht und doch nicht gefunden."

* * *

„Nicht mit den Ohren, aber mit dem Herzen höre ich sie. Die Stimme läßt mich nicht los, ob ich ihr gleich entrinnen möchte."

* * *

„Es ist aber eine Sünde, die zum Himmel schreit, Wein zu trinken, wenn der Bruder nicht einmal Wasser hat."

Vom Reden und Schweigen

Das Schweigen des Herzens.

Vom lieben Gott ist dem Menschen das Herz gegeben worden. Dieses kleine Herz, das manchem Menschenkind – besonders in der Jungend – viel zu schaffen macht. Manchen freilich auch noch im Alter. Alter soll ja vor Torheit nicht schützen. So viele Menschen, junge und alte, haben heute mit Herzkrankheit zu tun. Auch auf seelischem Gebiet. Der Verstand sucht die Wahrheit. Und es gibt nur eine Wahrheit. Das Herz sucht die Liebe. Und es gibt nur eine einzige wahrhaft und ewig beglückende Liebe. Wie der Geist das Schweigen der unnützen und sündhaften Gedanken lernen muß, so muß der Wille das Schweigen der selbstsüchtigen Bestrebung lernen, um das wahre Glück in der Erfüllung des göttlichen Vaterwillens zu finden. So muß auch das Herz das Schweigen der sündhaften Zuneigungen und Abneigungen lernen, um in der Liebe Gottes und in der mit dieser Liebe vereinbarten Menschenliebe am Herzen Gottes die Ruhe zu finden. Einer, der es wegen seiner Gelehrsamkeit und wegen seiner Lebenserfahrungen wissen konnte, hat geschrieben: „Du hast uns für dich geschaffen, o Gott, und unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in dir".

Am Herzen gehen so viele Menschen zugrunde. An einer Herzkrankheit. Es gibt nämlich allerhand Herzkrankheiten. Sie treten bald so, bald anders auf. Sind aber alle gleich gefährlich. Bald leidet das Herz, weil es von falscher Liebe betrogen wurde. Bald sieht es mit Schrecken, wie Liebe sich in Haß verwandelt. Liebe hat es gesucht bei einem Mnschen. Da auf einmal fand es nur krassesten Egoismus und erbärmliche Leidenschaft. Treue hatte einer ihm geschworen. Bis in den Tod. Plötzlich offenbart sich, daß er diese Treue schon längst schmählich gebrochen hat. Und wieviele Herzen, die rein irdische und rein menschliche Liebe suchen, sind wirklich restlos befriedigt? Nie haben sie genug. Immer suchen sie noch andere, noch mehr Liebe. Wie oft gesteht das ehrliche Herz ein: „Ach, es war nur das! Also wieder um eine Enttäuschung reicher".

Den hungrigen Körper ernährt man nicht mit Holz und mit Steinen. Nicht mathematische Formeln und geometrische Figuren, nicht grammatische Regeln und geschichtliche Daten können den nach Wahrheit dürstenden Verstand befriedigen. Und so kann auch das Herz sich nicht mit beschränkten und endlichen Geschöpfen, seien sie lebend oder leblos, zufriedengeben. Es sehnt sich nach Höherem, nach Unendlichem. Das blinkende Geld, das schöne Kleid, das feine Auto, die schöne Landschaft, das treue Tier, die herrliche Musik, der bezaubernde Film, der spannende Roman mögen dein Herz für kürzere oder längere Zeit gefangennehmen. Aber ganz restlos befriedigt wird dein Herz nicht sein. Denn das alles hat keine Sprache, keine sprechende, klingende, mitfühlende Seele. Das Geld sinkt im Wert, das Kleid verblaßt, das Auto veraltet, die Landschaft ändert sich, das Tier wird eine


... und wieder zieht der Pflug die Furche

Beute des Todes, die Musik verrauscht, der Film läuft ab, der Roman geht zu Ende. Und aus ist dein Glück. Weshalb hängst du dein Herz denn an solche Dinge, die unter dir stehen, die vergänglich sind? Sie können und sollen dich erfreuen und dir dienen. Aber sie sollen und dürfen dich nicht fesseln und versklaven. Sie wollen und sollten dir als Geschöpf vom Schöpfer reden. Aber sie dürfen dich nicht zur Untreue gegen Gott, zum Diebstahl an Gott verführen. Sie müssen unter dir sein. Du mußt über ihnen stehen. Gebiete Schweigen deinem Herzen, wenn es in ungeordneter Weise nach der Liebe zu diesen toten Sachen ruft. Gebiete Schweigen deinem Herzen, wenn seine ungeordneten Neigungen dich drängen, deinem Körper mehr Liebe zu geben, mehr Sorge zu schenken als deiner Seele. Schönheit, Gesundheit, Kraft: sie vergehen und verwelken am eigenen Körper und am fremden Körper. Sie sind materielle, vergängliche Werte. Nach geistigen, unveränderlichen, ewigen Werten muß dein Sehnen gehen. Sie allein sind der würdige Gegenstand deiner Liebe.

Gebiete Schweigen deinem Herzen, wenn es nach ungeordneter menschlicher Liebe ruft. Nur von Gott gewollte und von Gott gesegnete Liebe kann das von ihm für unendliche Liebe geschaffene und nach unendlicher Liebe dürstende Herz beglücken. Mit einer Mark zahlt man keine Millionenschuld. Mit einem Liter füllt man kein großes Faß. Mit endlicher und begrenzter Liebe stillt man keine unendliche und unbegrenzte Sehnsucht. Endlicher Menschen Liebe – und wären es ihrer zehntausend – ist und bleibt immer endlich und begrenzt. Und mit all ihrer Liebe können sie deines Herzens Sehnsucht nach Unendlichem nimmer vollständig befriedigen. Durch menschliche Liebe bist du immer in einer Hinsicht enttäuscht und unbefriedigt, du mußt nur die Ehrlichkeit haben, es dir einzugestehen. Der Mensch besteht aus Leib und Seele. Der Leib mag sich mit materieller Nahrung zufriedengeben. Die Seele braucht geistige, seelische, unvergängliche, unsterbliche Liebe. Viele reden viel von der Liebe. Reden dir vielleicht von ihrer Liebe. Wissen aber nicht, was echte und wahre Liebe ist und was sie verlangt. Liebe ist Selbstvergessen, ist restlose Hingabe, ist Opferwilligkeit. Die größte Liebe hat derjenige, der für die geliebte Seele in den Tod geht. So hat es ja der Herr getan. Das Kreuz ist das Symbol der schönen, der reinen, der uneigennützigen, der wahren, der aus Gott geborenen Liebe. Wahre Liebe kommt von Gott und muß zu Gott führen. Falsche, heuchlerische Liebe wird aus der Selbstsucht geboren und führt oft in den Abgrund. Vieles, was man Liebe nennt, verdient diesen schönen Namen nicht. Ist oft nur häßliche Leidenschaft, elende Selbstsucht, Haß, Verrat und Betrug. Wahre Liebe opfert sich, falsche Liebe opfert den andern. Wahre Liebe beschenkt sich, falsche Liebe bestiehlt dich.

„Die Liebe", sagt Thomas von Kempen,, „ist schnell tätig, aufrichtig, fromm, lieblich, froh, stark, geduldig, treu, klug, langmütig, mannhaft und sucht in keiner Sache sich selbst. Denn wo einer sich selbst sucht, da hat er die Liebe schon verloren." Selbstsucht und wahre Liebe gehen nicht miteinander. Wer sich selbst in seiner Liebe sucht und dennoch dem Gegenstand seiner Zuneigung von Liebe spricht, der ist entweder ein Lügner, oder er weiß nicht, worin die eigentliche Liebe besteht. Und sein Opfer ist zu bedauern. Sei klug und vorsichtig. Laß dich nicht verblenden. Laß deinen klaren Menschenverstand, die Ansprüche und Neigungen deines Herzens kontrollieren. Und wenn dein Herz mit ungestümen Worten nach Zuneigungen ruft, die dich in die Fallstricke selbstsüchtiger und lügnerischer Menschen stürzen, dann gebiete seinen Stimmen ganz energisch Schweigen. Besser einige

Im September haben wir wieder Quatembertage. Viermal im Jahre wurden in früheren Jahren die Diakone der Kirche zum Priester geweiht. Die ganze Christenheit nahm an diesen Priesterweihen betend und fastend anteil. Heute wird die hl. Priesterweihe gewöhnlich am Ende des Studienjahres erteilt. Die Quatembertage – die Zeit der Vorbereitung auf die vierjährliche Priesterweihe – ist jedoch geblieben. Opfern wir an diesen Tagen unser Beten und Fasten für die Priester der Kirche. Beten wir um Priesterberufe. Die Kirche ist priesterarm, und der Seelen, die des Priesters brauchen, wird es immer mehr! Beten wir auch um die große Gnade der Heiligkeit für alle, die heute am Altare des Herrn heilige Dienste verrichten. – Alles auf Erden – auch in der Kirche – hat Sinn und Zweck. Auch unsere Quatembertage müssen Sinn und Zweck von uns erhalten.

H. K.

Stunden der Enttäuschung und des vorhergehenden Schmerzes als Monate und Jahre größten Herzleides und bitterster Reue.

Etwas muß dein Herz lieben. Gib ihm hohen, erhabenen, edlen Gegenstand, und es wird sich nicht so leicht von armeseligen und vergänglichen Zuneigungen betören lassen. Gewöhne es beizeiten an Verzicht und Opfer, und du wirst dich selbst vor großem Unglück bewahren. Die Stimme der Vernunft darf nie durch die Stimme des Herzens zum Schweigen gebracht werden. Sobald eine Liebe nicht mehr vernünftig ist, ist sie des Menschen nicht mehr würdig. Denn der Mensch ist ein vernunftbegabtes Wesen. Man sagt zwar immer, die Liebe mache blind, aber es sollte nicht so sein. Bei vielen schon war es so. Und sie haben es bitter bedauert. Tagtäglich begegnet man Menschen, die von der Liebe verblendet werden. Und sie wissen es nicht. Sie stehen am Rande eines Abgrundes. Man will sie zurückrufen. Sie hören einen nicht. Meinen, man verstehe sie nicht. Sagen, man gönne ihnen keine Freude, halte sie schlecht, man wolle kein Vertrauen in sie haben. Werden einem böse, wenn man sie schließlich gewaltsam vom Abgrunde wegreißen will. Nehmen einem jedes gutgemeinte Wort falsch und schief auf. Und weinend muß der gute Hirte von dannen ziehen. Kann nur beten und opfern. Beten und opfern lassen. Und dann kommt es immer, ja immer, wie es kommen mußte. Das Glück ist hin. Die Ehre ist zuweilen hin. Die Lilie ist genickt, gebrochen. In kalter Nacht kam der rauhe Reif und hat der Rose ihr frisches Leben gestohlen.

Menschenkind, Menschenkind, laß dich warnen. Es geht nicht um meinen Vorteil, sondern um dein Glück. Passe wohl auf, daß dein Herz, das dich zu den schönsten und edelsten Taten antreiben könnte, dich nicht in den Abgrund stürzt. Lehre es schweigen, wenn es nach falscher, ungeordneter, sündiger, gefährlicher Liebe ruft. Gott hat es dir gegeben. Ihm mußt du es wiedergeben. Was hast du bis jetzt damit gemacht? Bist du krank am Herzen, laß dich von Gott heilen. Kranke Herzen werden nur am Herzen Gottes gesunden. Wenn sie gelernt haben, aller falschen Liebe Schweigen zu gebieten . . .

P. Joh. Em. Mossong O. S. B.

Die Rache des heiligen Antonius

von Agnes Hartmann

Die Schustersehefrau Franziska Hinterhuber ist mit dem heiligen Antonius zerkriegt, weil der heilige Antonius nicht getan hat, was die Hinterhuberin wollte. Und nachdem sie ihm doch fünf große, schöne Kerzen versprochen hatte, fand sie dieses Nichterhören einfach unwürdig von ihm.

Die gute Frau Franziska hat aber einen kleinen Stein im Gewissen, und wenn der sich rührt, ist ihr das immer etwas peinlich. Sie hat vor langer Zeit einmal auch in einem großen Anliegen dem Nothelfer Antonius zugesichert, sie würde zu seinem Bild, das in der Pfarrkirche aufgestellt werden sollte, wenn er sie in ihrer Sorge erhörte, einen Beitrag leisten. Ihr Anliegen war jedoch eine langwierige Sache, und so wurde inzwischen auch ohne ihr Zutun das Bild gemalt und an der Kirchenwand angebracht. Und hernach meinte die schlaue Hinterhuberin, die das meckernde Lachen des Geiz–und Undankteuferls in ihrer Seel' nicht hörte, daß nun ein Geldzuschuß ihrerseits eigentlich nicht mehr nötig sei. Sie tät' sich ja ohnehin schwer genug, sagte sie sich, und so unterließ sie es. Als aber diesmal der heilige Antonius auf ihr Versprechen nicht mehr einging (wenigstens stellte sie sich das so vor), fing der Stein im Gewissen ordentlich zu kollern an.

Wenn sie jetzt in die Kirche kam, ging sie an dem Antoniusbild jedesmal mit scheuen, aber trotzigen Gedanken vorüber. Sie ärgerte sich über ihn und dachte: „Hätt' ich auch net glaubt, daß ein Heiliger so nachtragerisch sein könnt!" Das Teuferl, das gleich wieder zur Stelle war, freute sich darob erst recht, stichelte sie noch mehr auf, und die etwas beschränkte Hinterhuberin tat etwas ganz Dummes: sie nahm das kleine Antoniusstandbild, das sie von einem Ur-Urahndl ererbt hatte, und legte es in ihrem beleidigten Zorn zur Strafe mit dem Gesicht nach abwärts, in ein altes, unbrauchbares Ofenrohr. „So", meinte dann ihr einfältiger Hinterhuberverstand, „des g'schieht dem bockigen Heiligen jetzt grad recht" und dachte wunders, wie tief sie ihn damit gekränkt hatte.

Seit Frau Franziskas Feindschaftserklärung an den großen Heiligen sind ein paar Jahre ver-

gangen. Zorn und Empörung sind ja lang verraucht, aber die Scheu, mit der sie an seinem Bild vorübergeht, ist immer die gleiche. Und der Stein im Gewissen ist größer geworden, so groß und schwer, daß sie sich den heiligen Antonius mit dem Jesukindlein auf dem Arm nie wieder um etwas zu bitten getraut. Und hätte es doch so bitter not; denn die Sorge hat Einkehr gehalten im Hinterhuberhaus.

Angefangen hat es damals, als das kleine Lenerl krank geworden ist. Das ganze ersparte Vermögen ist für das Kind geopfert worden, doch es war umsonst — Leni-Engerl ist in den Himmel geflogen. Dann ist eine Seuche über das Dorf gekommen, hat in den Viehställen arg gehaust und den Hinterhubers die beiden Kühe geraubt. Das alles hat die Frau Franziska mutig auf sich genommen. Aber wie ein paar Nachbarsleute vor einigen Monaten ihren Mann, den Ferdl, dem ein Fuhrwerk Arm und Bein abgefahren, wie ein blutiges Häuflein nach Hause gebracht haben und er lange Zeit halbtot dagelegen ist, da meinte die Frau, zusammenzubrechen und den Kampf mit der Not, die aus allen Winkeln hervorgrinste, nimmer aufnehmen zu können. Wohl geht es ihrem Mann jetzt leidlich besser; aber dieses Besserwerden hat auch das einzige Gut, das Häusl, gekostet. Doch wär' das ja das Schlimmste noch nicht. Viel trauriger ist, daß der Ferdl zeitlebens ein armer Krüppel bleibt und sein Schusterhandwerk nicht mehr ausüben kann. So lastet die ganze Sorge auf der Franziska; sie arbeitet, was sie kann — aber was ist das für all die Not! Und noch eins macht ihr schwere Gedanken. Ein neues, junges Leben



Maria

Segne du, Maria,
segne mich, dein Kind,
daß ich hier den Frieden,
dort den Himmel find!
Segne all mein Denken,
segne all mein Tun,
laß in deinem Segen
Tag und Nacht mich ruhn!

Segne du, Maria,
alle, die mir lieb;
deinen Muttersegen
ihnen täglich gib!
Deine Mutterhände
breit auf alle aus,
segne alle Herzen,
segne jedes Haus!

Segne du, Maria,
unsre letzte Stund'!
Süße Trosteworte
flüstre dann dein Mund!
Deine Hand, die liebe,
drück das Auge zu:
Bleib im Tod und Leben
unser Segen du!

wird bald im Hinterhuberhaus in die Welt schauen, und darauf ist der Mutter so bang. Sie ist so müde — und darf es nicht sein. Und es dünkt ihr grausam, das kleine Menschlein in so viel Elend zu bringen und wünscht sich in finsterem, schwermütigem Sinnen oft, daß es doch tot sein möchte. Oder wenn am Ende gar sie selber ... Herrgott, sie darf sich das nicht ausdenken — sie darf nicht sterben.

Unsägliche Qualen duldet die Frau, seelische und leibliche — und ist so mürbe davon und müde — so müd, daß sie auch fast nimmer beten kann. Nur manchmal, wenn der Weg sie an der Kirche vorüberführte und niemand drinnen ist als der Herrgott allein, schlüpft sie hinein und holt sich ein wenig Trost bei dem, der das schwere Kreuz getragen hat.

Das will sie auch heute wieder tun. So dumpf liegt die Not ihr auf dem Herzen wie noch nie. Mit den letzten, sauer verdienten Pfennigen hat sie ein Schlafpulver für ihren Mann geholt, den die Schmerzen nicht ruhen lassen. Ein fremder Herr ist zwar im Gotteshaus, wie sie hineinkommt; er beschaut sich die Heiligenbilder und Statuen, einmal von nah, einmal von fern, schaut in ein Büchlein und macht Notizen. Schon seit ein paar Tagen tut er das so zum großen Verwundern der Dörfler, die nicht wissen, warum.

Vorne am Tabernakel sagt sie ein paar bittende Worte zum Heiland hinauf, und dann tut sie etwas, was sie seit Jahren nimmer getan; sie geht zum Bild des heiligen Antonius und kniet sich davor nieder; weint ihr großes, bitteres Elend heraus und klammert sich mit der ganzen Verzweiflung eines von Not und Kum-

mer zerquälten Herzens an die Güte des Heiligen. So gern würde sie ihm etwas schenken, aber sie hat ja nichts. Da kommt ihr mit einem Male ein Gedanke, so licht, daß ein froher Schein über ihr tränennasses Gesicht huscht.

„Du lieber, heiliger Antonius! Bist so nah beim Jesukinderl dort — o bitt für mich — für uns, daß doch amal wieder besser wird bei uns. Hilf aus meiner Not! Geb'n kann ich dir nix — aber was z'lieb tun kann ich dir! Mein Kindel, wenn's auf d'Welt kommt, soll dein Namen krieg'n und erzähl'n will ich ihm soviel Gut's und Schön's von dir, daß es sein Leb'n lang mit Lieb und Freud an dich denkt. Dein soll's g'hör'n, mein Kindel! Ist dir so recht?"

Auf dem Heimweg fällt ihr auf einmal der heilige Antonius im Ofenrohr ein. Sie hat bisher wirklich ganz vergessen darauf. Brennrot wird sie vor Scham und leistet reuige Abbitte bei ihm. Gleich wenn sie heimkommt, will sie ihn aus dem unwürdigen Ort herausnehmen und ihm wieder ein Ehrenplätzerl geben.

Aber wie die Hinterhuberin nach Hause kommt, muß sie vorher noch ihren Mann betreuen, und auch sonst wartet eine Menge Arbeit auf sie — sie muß Geld verdienen. Wohl denkt sie dabei viel an den heiligen Antonius in der Kirche und ihr Versprechen, aber der „andere" im Ofenrohr wär immer noch nicht befreit, wenn — ja wenn die Margret' nicht wär'.

Der ist es heute gar langweilig geworden. Die Mutter war, wie so oft jetzt, nicht daheim; der Vater wollte ein wenig ruhen, und sie mußte mäusestill dazu sein. Was sollte sie nur tun? Spielsachen sind selten bei ihr, und da ist sie im Hause auf die Suche gegangen; hat alles, was, ihre fünfjährige Größe erreichen konnte, unsicher gemacht, und ist auch zum alten, ungebrauchten Ofenrohr gekommen.

Mit dem Aufgebot ihrer ganzen Kraft macht sie es auf und nimmt den heiligen Antonius heraus. Fast gejauchzt hätte sie vor Freud. Sie küßt das rußige Gesicht vom Jesukindlein, bis es weiß herausleuchtet, und dann den Heiligen. Dafür hat sie selbst kleine, schwarze Rußfleckerl auf dem roten Kußmündchen, das tut aber der Margret nichts. Behutsam trägt sie ihren Fund zum Haus hinaus, setzt sich auf eine Bank davor und spielt damit. Eisigkalt ist's, das spürt auch sie in ihrem dünnen, verwaschenen Kleid und denkt doch nur an das Jesukind; wickelt es und den Heiligen wie ein fürsorgliches Mütterchen in ihren Schurz hinein, wiegt es sacht auf den Knien hin und her und singt in ihrer kleinen Unschuld ein Schlummerlied dazu:

„Heia poppeia, liebs Kindlein schlaf ein. Mach d' Augerln zu und tu recht schön brav sein. Wennst nachher aufwachst, liebs Kinderle du: Kriegst a schöns Apferl und Kirsch'n dazu!"

So wichtig hat's die Margret mit dem Kindlwiegen, daß sie die Mutter nicht heimkommen hört und auch den fremden Herrn nicht merkt, der ihr schon ein Weilchen lächelnd zuschaut. Bis der Fremde sich zu ihr niederbeugt und freundlich fragt: „Wie heißt denn du, Kleine?" — „Margret Hinterhuber." — „So!" und wie alt bist?" — „Fünf Jahr werd ich bald."

Der Herr sagt für sich: fünf Jahr schon und so ein klein schmächtig Dingelchen, und laut meint er: „Dich friert's ja, Margreterl, mußt dich viel wärmer anziehen!" Das Kind schweigt; schaut ihn nur mit seinen altklugen Augen an. Und da sieht er die Armut herausschauen. Mitleidig streichelt seine Hand das Blondköpfchen. „Zeig mir doch dein Heiapüppchen", fordert er dann.

„Seltsames Spielzeug hast du, Kleine", sagt er dann, „wo hast denn das her?" — „Aus'm Ofenrohr", berichtet wichtig das Greterl. „So, so", sagt der Fremde nur; er kann nicht recht klug werden daraus. Es ist ihm augenblicklich auch ganz gleich. Von allen Seiten beguckt er sich mit Kennermiene das kleine Kunstwerk, zieht ein Tuch aus der Rocktasche und putzt eifrig an dem Heiligen herum. Und wie der Antoniusputzer endlich von seiner Reinigungstä-

Radiobotschaft des hl. Vaters Pius XII. zum Marianischen Kongreß in Durban

Wir können nicht schließen, ohne ein Wort besonderer Grüße an die eifrigen Söhne des ehrwürdigen Bischofs von Marseille, Karl Eugen von Mazenod. Südafrika trägt eine schwere Schuld des Dankes gegen die Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria, wie auch die Kirche Gottes den Oblaten zu Dank verpflichtet ist, in deren Dienst sie ein Jahrhundert schwere Arbeit und Selbsthingabe vollendet haben. Wir sind glücklich, ihre Verdienste rühmend anzuerkennen, und Wir beten, daß die Unbefleckte Mutter ihnen auch weiterhin von ihrem göttlichen Sohne in Überfülle all jene Gnaden erlange, die sie befähigen werden, ihr großartiges Apostolat unter eurem Volke fortzusetzen.

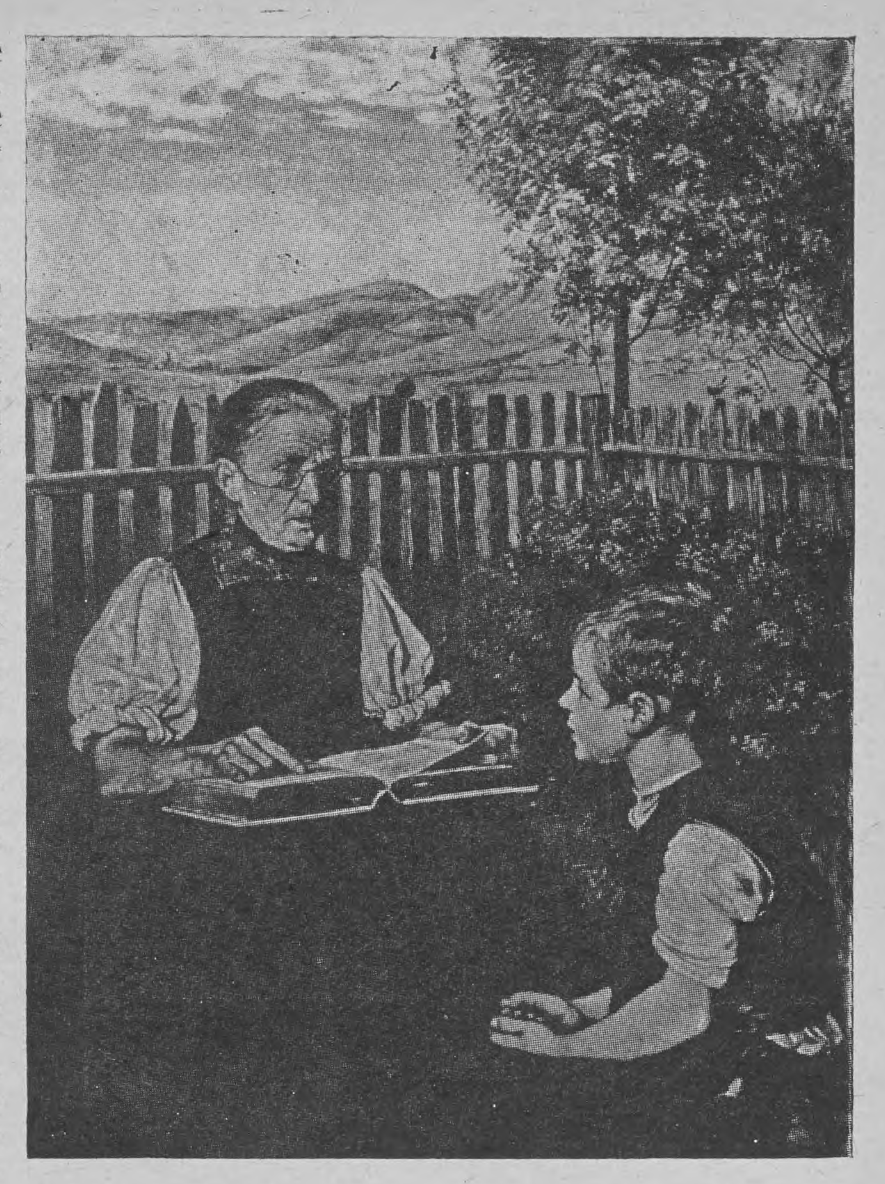
tigkeit wieder aufschaut, steht eine blasse, verhärmte Frau vor ihm, dieselbe, die vorhin in der Kirche so bitterlich schluchzte, und an ihrem Rockzipfl hängt die Margret.

Der Fremde grüßt und sagt, wer er ist: Professor Hohmann, Konservator aus München. Und dann entschuldigt er sich über sein eigenmächtiges Handeln mit der Heiligenstatue. Glührot wird die Hinterhuberin, aber nicht wegen des Fremden, sondern wegen des heiligen Antonius aus dem Ofenrohr.

Die beiden plaudern ein wenig miteinander, und dann wird es wieder still zwischen ihnen; denn der Professor ist ins Denken gekommen. Und er denkt sich was Gutes zusammen. Die Heiligenstatue ist ein altes Kunstwerk, er will sie kaufen und der Frau, die wie die lebendige Not dreinschaut, helfen damit. Er sagt ihr das und bietet fünftausend Mark dafür.

Die Hinterhuberin starrt ihn aus weit offenen Augen an. Dann meint sie bitter: „Herr, treib'ns kein schlecht'n Scherz mit mir!"

Der Professor wehrt sich dagegen und versucht lebhaft, die Frau von dem Wert der seltenen italienischen Schnitzarbeit zu überzeugen. Und wie sie es endlich glaubt, nehmen in ihren Gedanken die Sorgen vor den fünftausend Mark so schnell Reißaus, daß sie tumelig wird davon. Der Fremde, der nicht nur Professor und Konservator ist, sondern auch ein Menschenfreund, führt sie ins Haus hinein und lernt da erst das ganze Elend kennen. In allen Ecken hockt es, auf dem eingefallenen Gesicht des Schusterferdl und seinem armseligen Lager, auf dem schmächtigen Gesichtlein der Margret. Da tut er es nicht anders, die Franziska



muß einkaufen gehen: Brot, Milch, Fleisch, eine Flasche Wein für den Mann und Holz zum Schüren.

Die Franziska geht wie eine Traumwandlerin durchs Dorf; auf all das neugierige Gefrage der lieben Nachbarn, die ja über den gefüllten Marktkorb nicht genug staunen können, hat sie nur ein abweisendes Lächeln. Die drei Nullen und der rundliche Fünfer spucken ihr wie toll im Kopf herum, raufen mit versteckten Ängsten und Zweifeln und werfen endlich die letzten Restchen Kummer und Sorge hinaus.

Was doch in einer Stunde alles geschehen kann! Ist noch nicht viel länger her, daß sie in der Kirche so trostlos geweint und gebettelt hat. Und so schnell hat er geholfen, der heilige Antonius – mit seinem eigenen Abbild sogar. Für einen Augenblick muß sie ins Gotteshaus und danken. Das heißt, sie weint eigentlich bloß, nur einmal lächelt sie unter Tränen zum Antoniusbild hinauf: „Ich vergiß mein Versprechen net,

du Guter darfst mir's glaube'n!"

Eine ganz andere Franziska ist es, die jetzt von der Kirche nach Hause geht, eine stolze, frohgemute. Merkwürdig, wie die guten Gedanken heut in der Luft herumfliegen; auch im Oberstüberl der Hinterhuberin nisten sie sich wieder ein, erinnern sie an die alte Lindner Katharina, die vor einigen Wochen gestorben und einen kleinen Kramladen hinterlassen hat, und raten ihr, die Krämerei um die fünftausend Mark zu kaufen. Das wär' so was für sie! Das Geschäft ernährt, wenn sie fleißig ist und es mit den Kunden gut versteht, leicht drei Leut' – ein viertes auch noch dazu. Zum erstenmal denkt sie an das Kindlein unterm Herzen; nimmer ins Elend braucht sie's zu bringen. Und der arme, verkrüppelte Ferdl kann später vielleicht auch ein wenig im Laden herumwerkeln und braucht sich nimmer zu grämen seiner Untauglichkeit halber. „Herrgott, ich kann net g'nug danken, das Glück is zu groß!"

Bald sieht es anders aus bei den Hinterhubers. Licht und warm ist's drinnen und ein volles Speisekämmerl im Haus. Der Herr Professor hört nicht auf, zu sorgen. Was ihm die Franziska dafür aber auch Segen vom Himmel herunterbettelt! Und wie oft die kleine Margret ihr „Vergelt's Gott, Herr Professor" lispelt! Ihr schlaues Gehirnchen hat bald herausbekommen, daß sie ein Teilchen mit daran schuld ist an der wohligen Veränderung. Hätte sie nicht ins Ofenrohr geguckt, dann – – – Ja, das Margreterl ist ungeheuer stolz darauf. Und noch einer rührt sich, der erst recht ein Verdienst an dem Wohlsein der Schustersfamilie hat: der kleine Tonerl. Eines Morgens schreit er in die Welt, das heißt ins Hinterhuberlhaus hinein mit einer Kraft, der man es anmerkt, daß das winzige Menschlein sein Dasein behauptet. Wenn er vorerst auch nur in einem Waschkorb liegt, an dessen Fußende die dankbare Franziska das Antoniusbild aus der Kirche in verkleinerter Form angenagelt hat. Aber der kleine Heide kümmert sich nicht darum, drückt die Fäustchen fest ins Gesicht und schläft.

Und dann kommt auch der Tag, wo die Hinterhuberin, ihr Kind auf den zitternden und doch so starken Mutterarm, vor der Kirche um Einlaß bittet. Darauf muß der Tonerl dem bösen Feind und allen seinen Werken widersagen, bekommt ein Kreuzlein mit viel Segen, Weihwasser, Öl und Salz, was er schreiend bestätigt. Und neben ihm steht die Margret mit einer brennenden Kerze und bestaunt andächtig den taufenden Herrn Pfarrer und das kleine mucksende Bündel.

Nachdem der Anton Hinterhuber ein Bürger der Christengemeinde geworden, hebt ihn die überglückliche Mutter dem heiligen Antonius entgegen, empfiehlt ihn noch ganz eigens seinem Schutz und murmelt: „Tonerl heißt er und dein g'hört er, du guter Heiliger du!"

Und der heilige Antonius? Er lächelte fröhlich auf sein jüngstes Patenkind herunter; wenigstens, behauptet das die Hinterhuberin hernach, sie läßt sich's nicht nehmen; ganz genau hätte sie es gesehen.

Warum auch nicht? Dem heiligen Antonius ist so was schon zuzutrauen!

Einmal

Einmal nur, Lerche, du kleine,
Möcht' ich mich schwingen wie du
Frühmorgens beim ersten Scheine
Aus stillem, taukühlen Haine
Schimmerndem Himmel zu.

Dunkel und Leid, alle Enge
Lägen so weit dann zurück;
Nur Lieder und Glockenklänge
Und linder Lüfte Gesänge
Zögen mit mir wie das Glück.

Einmal nur möcht ich mich schwingen
Empor ins strahlende Licht . . .
Hör ich die Lerche singen:
Einmal wirst du dich schwingen —
Einmal . . ., vergiß es, Herz, nicht!

Stephanie Seubert.

Die Tochter des Landschelms

Eine Erzählung vom Reimmichl



(Fortsetzung)

Unterdessen gingen der Bräutigam und der Brautvater ins Sigreithaus, wo es ein furchtbares Wetter absetzte. Der Sigreit war wütend über zwei Dinge. Am meisten wurmte ihn, daß der Reimann dem Lenzel das Geld zurückgestellt hatte, aber auch das Benehmen der Braut machte ihn bärengrimmig. Er schimpfte und drohte in einem fort, noch habe er das Heft gänzlich in der Hand und er werde die Trümpfe so kräftig ausspielen, daß der ganzen Reimannsippe Hören und Schauen vergehe. Daß das Geld zurückgestellt worden sei, habe an der Sache nichts geändert. Er könne noch immer die Anzeige machen und den Räuber vor Gericht bringen — das tue er auch. Winselnd krümmte sich der Reimann und bat und beschwor und entschuldigte, Agnes sei nicht anders zur Heirat zu bewegen gewesen als durch Zurückgabe des Geldes, erklärte er; jetzt sei es schon einmal geschehen und könne leider nicht mehr ausgebessert werden. Aber er wolle seine Tochter zur Vernunft bringen, auf daß sie freundlich und liebvoll mit dem Bräutigam tue, auch verschreibe er ihm noch vor der Hochzeit das Reimannanwesen, nur eine kleine Versorgung nehme er sich aus; doch möge der Sigreit um Gotteswillen Gnade üben und ihn nicht durch eine Anzeige unglücklich machen. Dieser schaute mit Verachtung auf den winselnden Alten und entließ ihn endlich mit dem Trost, er werde sich die Sache noch einmal überlegen. Innerlich triumphierte er aber, daß nun das Reimanngut endgültig seine Beute wurde.

In Planeigen wuchs das Gerede von Stunde zu Stunde. Die bösen Zungen sagten, Gleich und Gleich geselle sich gern, zwei faule Äpfel gehörten zusammen und die Schelmentochter passe trefflich zum Wucherer, zum Leutaussauger. Andere, die der Agnes bisher ob ihrer Schönheit geneigt gewesen waren, erklärten, für so unheikel und dumm hätten sie das Mädchen nie angeschaut, daß es wegen dem lumpigen Geld den Gauner, den Auswürfling, heiraten wolle. Nur wenige äußerten Mitleid mit Agnes und beteuerten, das Mädchen sei vom Vater zur Heirat gezwungen worden, weil der Alte durchaus von der Kuratel los werden und wieder zu Geld kommen wolle; aber er werde sich bös in die Finger schneiden. Verübelt wurde die Heirat dem Mädchen allgemein. Am meisten betroffen war der Zyper. Er suchte eine Unterredung mit dem Mädchen; aber Agnes verschloß sich wieder den ganzen Tag in ihre Kammer und war nicht zu bewegen, daß sie herauskam. Am nächsten Morgen jedoch ging sie allein aufs Feld. Da war der Bursche gleich hinter ihr her und stellte sie draußen am Feldkreuz. Er war heute nicht zum Spaßen aufgelegt und schlug einen ernsten Ton an.

„Agnes, ist's wirklich wahr, bist du so unvernünftig und tust den gemeinen Kerl heiraten?" fragte er beinahe erzürnt.

„Ja", erwiderte sie schroff, „und es ist meine Sache, die keinen Mensch was angeht."

„Magst du den Sigreit? Früher hast du einen Ekel, einen Abscheu vor dem Menschen gehabt, daß dir schon der Zorn gekommen ist, wenn du ihn nur gesehen hast."

„Ich mag ihn."

„Ist's möglich? Hast du den Anfalt, den Hundsfott, den Spitzbuben wirklich gern?"

„Gern, gern ...", stotterte das Mädchen; „man heiratet oft einen, den man nicht gern hat."

„Dann wird man unglücklich, sein Lebtag unglücklich.. Agnesl, du tust mir erbarmen. Den Talmar hast du gern gehabt und mit dem wärst du

glücklich geworden, aber den Sigreit heiratest du nur deinem Vater zulieb und das gibt ein Unglück."

„Laß mich, laß mich", sagte das Mädchen jetzt weich, „mach mir das Herz nicht schwerer, als es ehedem schon ist. Was sein muß, muß sein."

„Nein, nein, ich befreie dich von dem gemeinen Schuft, ich vermag's."

„Zyper, misch dich nicht in meine Sachen und laß mich mit deinen Streichen aus", herrschte sie in krankhafter Aufregung, ... „was ich tue, verstehst du nicht und sollst es auch nicht verstehen. Ich bin kein Kind mehr und weiß schon selber, was gut für mich ist. Wenn du mir Ungelegenheiten machst, ist's mit unserer Freundschaft aus und ich schau dich mein Lebtag nimmer an. — Geh jetzt, ich red von der Sach nimmer."

„Auch gut auch gut", brummte er; „dann renn nur ins Unglück hinein, ich will kein Schuld haben."

Mit diesen Worten schritt er wieder dem Hause zu. Je weiter er ging, desto trauriger wurde er und sein großer Kopf wackelte immer stärker zwischen den eckigen Schultern. Er murmelte:

„Nein, Agnesl, ich lass' dich nicht in die Hölle hineinwerfen, ich lass' es nicht zu, du magst sagen und tun, was du willst. Jetzt weiß ich alles, jetzt bin ich mir klar, als ob ich die Sach geschrieben auf der Tafel hätt, ...Sie mag ihn nicht, den Unflat, sie hat noch den gleichen Widerwillen und Ekel vor ihm; aber sie muß ihn heiraten ... Das wollen wir sehen, ob sie muß! Jetzt wird euch der Zyper einen Prügel vor die Füße werfen, über den ihr nicht mehr hinaussteigt. Zwar wird's mich selber ein paar Wochen Zuchthaus kosten. Brrr, das Zuchthaus und die Schand ist etwas Gräuliches; ich bin einmal ein paar Stunden drinnen gesessen. Brrr, brrr. Aber für die Agnes tu ich alles. Und wenn sie mich nimmer anschaut und wenn sie ihr Leben lang feindselig auf mich ist, — bleibt sich's gleich — wenigstens hab ich sie vom ärgsten Unglück errettet. Auf mich kommt' s nicht an, ich bin nur ein armseliger Buckel, aber sie, sie darf nicht zugrunde gehen."

Er trat ins Haus, legte sein Sonntagsgewand an und marschierte dann hinunter nach Altenthurn, wo das Gendarmeriekommando war. Der Wachtmeister, der den Zyper als klugen und geriebenen, aber grundehrlichen Burschen kannte und ihn gut leiden mochte, weil er ihm oft zu einer sicheren Fährte verholfen hatte, empfing ihn sehr freundlich. Dem Buckligen jedoch kribbelte es in allen Gliedern und er fiel mit der Tür ins Haus, indem er schnell sagte:

„Herr Wachtmeister, ich weiß den Räuber, das heißt, den, der dem Lenzenbauer das Geld abgenommen hat. Den Stehler weiß ich und den Hehler auch."

„Jetzt, nachdem das Geld zurückgestellt worden ist!" tat der Gendarm überrascht. „Ich bin gestern in Planeigen gewesen, und der Spielhofer hat es mir selber gezeigt."

„Auf das Geld kommt es nicht an, viel wichtiger ist, daß die Spitzbuben an den Tag kommen und ihnen das Handwerk gelegt wird."

„Zyper, Sie wollen sich wohl die fünfzig Gulden verdienen, die Spielhofer vor vier Wochen ausgeschrieben hat für denjenigen, der den Täter aufbringt."

„Nein, Herr Wachtmeister, ich will nur einer großen Lumperei ein Ende machen. Die fünfzig Gulden überlasse ich Ihnen."

„Und Sie kennen den Räuber?"

„Ja. Es ist ... Mein sogenannter Vetter, der Reimann, ist der Stehler und der Sigreit ist der Hehler."

„Wie, wie? Und Sie zeigen Ihren eigenen Vetter an?"

„Ich tu's nicht gern, Herr Wachtmeister, aber ich muß ... Ich reit mich mit der Anzeige selber in die Patsche hinein und komm ebenfalls in die Keuche, was mir furchtbar zuwider ist; aber ich darf nicht schweigen. Mag das Geld auch zurückgestellt sein, es ist noch eine viel größere Lumperei im Spiele."

„Was wäre denn das, Zyper! Und Sie selber sind in die böse Geschichte verwickelt?"

„Ich bin nur so nebenher verwickelt, wie etwa der Pontius im Kredo. Aber fragen Sie nicht lange, Herr Wachtmeister, und hören Sie ich will Ihnen alles erzählen . . . Hm, hm, wie soll ich denn anfangen? In derselben Nacht, wo das Lenzl sein Geld verloren hat, ist auch beim Sigreit ein Schaden gemacht worden; Sie wissen wohl, mit den zwei Wagen voll Lärchenbrettern, die auf's Futterhaus heruntergerodelt sind. Man hat mich im Verdacht gehabt, daß ich bei der Sach beteiligt war, aber richtig zum Sitzen gekommen bin ich nicht, weil ich mich fein herausgeredet hab. Heut sag ich's offen, ich war der Anstifter von dem ganzen Rummel, weil ich dem Blutsauger hab einen ordentlichen Denkzettel geben wollen. Ich hab den Sigreit auch eine halbe Stunde lang gefoppt und an seinen Fenstern

herumgeklappert, damit meine Helfer ungestört haben die Bretter forttragen können. Es ist so heimlich gegangen, daß man kaum etwas gehört hat."

„Wer waren denn Ihre Helfer? fragte der Gendarm.

„Herr Wachtmeister, das sag ich nicht, ehrliche Menschen verrat ich niemals, Judas bin ich keiner", erklärte der Zwerg. „Ich nehm' die ganze Schuld auf mich allein und weiß auch, daß ich dafür sitzen muß. Der Streich, den ich dem Sigreit gespielt hab, ist auch mein einziges Verbrechen, etwas anderes hab ich nicht getan."

„Was hat denn aber das alles mit dem Raubhandel zu schaffen?"

„Hören Sie nur, Herr Wachtmeister. Der Sigreit hat mich, wie ich bald da, bald dort an seinen Fenstern aufgetaucht bin, hitzig verfolgt. Einmal wäre er mir fast zu nahe gekommen. Da bin ich über eine Stange hinaufgekraxelt auf den Söller und habe mich dort wie eine Katze zusammengeduckt; er aber ist zwischen den Wänden auf der Paſſ' geblieben. Mit einmmal stürmt ein Mensch daher und will lüftig am Hause vorbei. Da packt ihn der Sigreit von hinten und glaubt, er hat mich. Er hatte aber meinen Vetter, den Reimann, in den Händen. Dieser fangt gleich an zu jammern und zu betteln, der Sigreit mög ihn doch gehen lassen, er wäre auf der Flucht vor dem Gendarm, der schon seit Brixen hinter ihm her sei, weil er das Ausreiseverbot übertreten und unerlaubterweise einen Gang ins Land hinein gemacht habe. Auch möge der Sigreit um Gotteswillen nicht verlauten lassen, daß er mit ihm hier in der Nacht zusammengetroffen sei. Da der andere nichts Gewisses versprechen will, zieht der Reimann so etwas wie eine Brieftasche aus dem Rock und gibt ihm Geld. Wie viel es gewesen ist, weiß ich nicht, aber es war jedenfalls keine Kleinigkeit; denn der Sigreit hat sehr zufrieden getan und gesagt, mit so einem großen Pflaster lasse er sich gern das Maul verpappen, so daß kein Wort mehr herauskomme."

„Ah, ah, das könnte leicht der Hunderter sein, der beim zurückerstatteten Geld mit Zehnern ergänzt ist", fiel der Gendarm in die Rede; „allein ich kann's nicht glauben, daß der Reimann der Gewalttäter war; er wurde ja am nächsten Morgen unterhalb Waidbruck, wo er in einem Heuschober übernachtet hatte, verhaftet, — also mehr als zwanzig Stunden von da entfernt."

„Wie der saubere Vetter in der kurzen Zeit so weit ins Land hineingekommen ist, weiß ich auch nicht zu erklären", versetzte der Zyper, „aber gewesen ist er's ich hab ihn an der Gestalt erkannt und am Gang und ganz genau an der Stimme. Und was er geredet hat, zeigt auch auf ihn hin. Übrigens hab ich noch einen anderen Beweis, der gar nicht umgestoßen werden kann."

„Was für einen? Erzählen Sie."

„Wie am nächsten Tag der Lärm enstanden ist, das Lenzl wär ausgeraubt worden und habe zweitausend Gulden verloren, da bin ich furchtbar erschrocken und hab auch gleich gewußt, daß kein anderer das Verbrechen begangen hat als der Reimannvetter. Eigentlich hätt ich das Ding anzeigen müssen; aber wer kann denn verlangen, daß ich so etwas gegen einen nahen Verwandten tu und die ganze Familie in Schande bring? Auch hab ich ganz bestimmt geglaubt, daß ich das Versteck find, wo der Vetter seine Diebsbeute verschummelt hat. Ich hätt den Schatz ausgehoben und seinem Besitzer zurückgestellt. Früher hab ich mehrmals ein Diebsversteck des Vetters ausgespürt und die gestohlenen Sachen wieder ihrem Eigentümer zugeschanzt; aber diesmal ist es mir nicht gelungen. Mehr als drei Wochen hab ich gesucht und spekuliert — alles umsonst. Wenn ich so einen Schlupf nicht find, dann findet ihm überhaupt kein Mensch. Diesmal war der Vetter pfiffiger als ein Fuchs."

„Jetzt wundert es mich aber doppelt, warum er das Geld zurückgegeben hat."

„Er hat es nicht zurückgegeben, sondern seine Tochter, die Agnes."

„Wie? Was? Ist seine Tochter auch an dem Handel beteiligt?"

„Sie ist unschuldig wie ein Engel. Aber hören Sie nur, Herr Wachtmeister, jetzt beginnt das zweite Kapitel von meiner Geschichte. Die Reimnnstochter Agnes war immer ein kreuzbraves, ehrenhaftes Madl und hat sich ganz krank geschämt wegen der Zwackereien und dem schlechten Ruf ihres Vaters. Aus lauter Scham ist sie voriges Jahr ins Pustertal geflohen und ist bei einem Großbauern in Niklasen — Mar im Tal heißt er — in Dienst getreten. Weil sie so tüchtig und fleißig und treu war, schön ist sie auch, vergafft sich der Bauer in sie und begehrt sie zu seiner Frau. Es war schon alles ausgemacht und zu Anfang September hätte die Hochzeit sein sollen. Am Sonntag nach dem Hohen Frauentage kam Agnes heim, glänzend vor Glück und ein kastbares, goldenes Ringlein am Finger, und hat uns erzählt, daß sie in drei Wochen den Talmar heiratet. Ich habe gleich gemerkt, daß das dem Vet-

ter nicht in den Kram paßt. Am nächsten Morgen hat er mit der Tochter beim Wegkreuz im Feld eine lange Unterredung gehabt. Da ist's fürchterlich zugegangen — ich hab von Weitem her die Sach beobachtet. Der Alte hat die Hände aufgereckt, das Mädchen hat mit den Armen geschlagen und aufgeschrien, ist am Wegkreuz niedergesunken und hat wie wahnsinnig getan. Zuletzt ist's nach Hause gelaufen und hat sich anderthalb Tage in der Kammer eingesperrt. Daß da Arges vorgegangen ist, war klar. Auch zeigte der Vetter eine Unruh, wie ich sie nie gesen hab. Am Abend schlich er in den Wald hinauf und spitzte alleweil verdächtig herum. Ich bin ihm nachgeschlichen wie eine Katze und hab ihn akkurat ausgespäht, wie er droben in die alte Brechlgrube hineinkriecht, nach fünf Minuten wieder zum Vorschein kommt und nach Hause rennt. Kaum ist er verschwunden, schlüpf ich in die Brechlgrube und jetzt hatte ich das Diebsversteck. Ich fand eine große Brieftasche, und erkannte gleich, daß sie dem Lenzl gehört. Auch lagen mehrere Zettel darin mit der Schrift und Unterschrift des Lenzl. Und das ist jetzt der klarste Beweis, daß der Vetter dem Lenzl das Geld geraubt hat. Leider war die Brieftasche jetzt leer, der Vetter hatte das Geld mit sich genommen."

„Und wo befindet sich jetzt die Brieftasche?"

„Jedenfalls ist sie noch droben in der Brechlgrube. Man kann den Ort nicht fehlen. Wo der Weg von der Angermühle zu den fünf Lärchen hinaufgeht, liegt die Brechlgrube rechts unten im Gesträuch."

„Und wie kam das Geld zum Eigentümer?"

„Hören Sie nur den Schluß der Geschichte. — Am nächstfolgenden Nachmittag ist Agnes, die Reimannstochter, in die Stadt hinausgegangen und mehrere Tage ausgeblieben. Als sie zurückkam war sie noch trauriger und hatte oft rotgeweinte Augen. Sie sagte mir auch schon, bevor sie wegging, daß aus ihrer Heirat mit dem Talmar nichts würde, es sei etwas dazwischen gekommen. Einmal hatte sie auch mit dem Sigreit allein eine kurze Unterredung. Vorgestern hat ein Kapuziner dem Lenzl das Geld gebracht und gestern ist die Agnes mit dem Sigreit ins Brautexamen gegangen. Sie heiratet den niederträchtigen Menschen, den sie nicht mag, gegen den sie einen Ekel und Abscheu hat. Das arme Madl soll zu Grunde gehen, damit die zwei Spitzbuben auf ihre Rechnung kommen."

„Ich verstehe nicht, erzählen Sie weiter."

„Die Geschichte ist fertig."

„Aber ich werde nicht klug daraus."

„Es liegt doch alles auf der Hand und ist klar wie Stiefelwichs."

„Mir nicht."

„Dann will ich Ihnen das Rätsel auflösen. Schon vor mehr als einem Jahr hat der Sigreit um die Hand der Reimanntochter angehalten, aber einen hausgroßen Korb bekommen. Jetzt stellen Sie sich vor, der Schmuser, der Blutsauger kommt darauf, daß der Reimann das Lenzl ausgeraubt hat, und er allein weiß davon. Was wird er nun tun? Er droht dem Reimann, daß er ihn anzeigt, wenn er ihm nich seine Tochter als Frau verschafft. Wissen Sie, dem Schuft sticht nicht nur das Madl in die Augen, sonden auch das Reimanngut, aus dem er ein schönes Geld herausziehen will. Der Reimannvetter möchte immer lustig und flott leben, und dafür ist ihm auch seine Tochter feil. Nichts wäre ihm so schrecklich, als lange im Zuchthaus sitzen zu müssen. Darum spricht er der Tochter zu, sie solle den Sigreit nehmen. Wie sie aber durchaus nicht will, erzählt er ihr, was er getan hat und bittet sie mit aufgereckten Händen, sie soll ihn vor dem größten Unglück bewahren. Er stellt ihr auch vor, daß sie durch das vierte Gebot Gottes verpflichtet ist, für den Vater das Opfer zu bringen. Agnes weiß sich nimmer zu helfen und gibt zuletzt nach. Sie hat ein gutes Herz und tut dem Alten zuliebe das Allerschwerste. Aber in ihrer Ehrenhaftigkeit verlangt sie durchaus, daß das geraubte Geld zurückgegeben werde. Weil der Alte nicht anders kann, bringt er ihr das Geld und Agnes trägt es zu den Kapuzinern hinab; die Pater erstatten das Geld zurück, und dann kommt das Brautexamen und die Heirat."

„Zyper, Sie sind ein förmlicher Geheimpolizist, an Ihnen ist ein Polizeimann verloren gegangen", rief der Gendarm.

„Babah", machte der Zwerg; „wenn man seine Leute kennt und ein bißchen klaren Verstand hat, ist so eine Schufterei leicht aufzudecken. Nehmen Sie die zwei Spitzbuben nur schnell hopp und ziehen Sie die Schrauben fest an, holen Sie auch die Agnes ein bißchen aus, aber nicht zu grob, dann werden Sie die Geschichte noch einmal zu hören bekommen, genau so, wie ich sie erzählt hab."

Der Gendarm überlegte eine Zeitlang, dann sagte er: „Ich will die Sache dem Richter unterbreiten und mir einen bestimmten Auftrag geben lassen. Wahrscheinlich komme ich heute oder mor-

gen und hol mir die zwei Kumpane. Aber halten Sie unterdessen reinen Mund."

„So weise bin ich selbst. Wenn man Füchse fangen will, darf man nicht mit Schellen läuten", erwiderte der Zyper; „machen Sie nur schnell und umgehen Sie alle Umständlichkeiten. Die Hochzeit darf nicht ein einzigesmal verkündet werden. Und dann hätt ich noch ein Anliegen, Herr Wachtmeister ... Wenn Sie mir ein bißchen helfen könnten, daß ich nicht gar zu tief in den Letten hock! Wissen Sie, ich hab einen Respekt vor der Keuche wie der Satan vor der Sakristei."

„Ich werde für Sie tun, was ich kann, Zyper."

„Dank schön, Herr Wachtmeister. Und ich bitt, vorläufig den Vetter nichts merken zu lassen, daß ich die Sach angezeigt hab. Es ist noch früh genug, wenn er's bei Gericht erfahrt. Dort werd ich schon meinen Mann stellen und die Trümpfe fest ausspielen."

„Gut. Auch diesen Wunsch kann man erfüllen."

„Dann ist alles abgemacht. Leben Sie wohl, Herr Wachtmeister, auf ein baldiges Wiedersehen."

Mit diesen Worten trampelte der Zyper davon.

Am nächsten Tag gab es in Planeigen wieder großes Aufsehen. Der Reimann hockte mit seinen Leuten gerade beim Mittagessen, als die Türe aufging und der Gendarmeriewachtmeister in Begleitung des Gemeindervorstehers hereintrat. Mit ein paar Schritten stand der Gendarm neben dem Reimann und sagte streng: „Georg Steiner, ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes."

Wie eine Bombe schlug das Wort ein. Agnes wurde leichenblaß, der Zyper rutschte unruhig auf der Bank hin und her, die Base Ploni krallte ihre Finger auseinander und blickte grimmig auf den Gendarm; der Reimann aber hatte den Löffel fallen gelassen und starrte den Wachtmeister an. Nach kurzem Schweigen fragte er heiser: „Und was soll ich wieder getan haben?"

„Sie haben in der Nacht auf den 27. Juli den Spielhofer überfallen und ihm zweitausend Gulden abgenommen", erklärte der Gendarm.

Der Reimann knickte zusammen wie ein Halm vor der Sichel; doch schnell hob er wieder den Kopf und sagte: „In jener Nacht bin ich gar nicht dagewesen, sondern drinnen in der Bonzer Gegend."

„Vor Mitternacht waren Sie da und haben den Raub ausgeführt."

„Haha, und dann sind mir Flügel gewachsen und ich bin nach Waidbruck hineingeflogen."

„Werden Sie nur nicht keck. Wir haben einen Zeugen, daß Sie hier gewesen sind. Es ist Ihnen in jener Nacht Ihr Nachbar, der Sigreit, begegnet und dem haben Sie sogar Geld überreicht, damit er schweigen soll."

„Höllent ... k!" fluchte der Beschuldigte; aber er faßte sich schnell und sprach wieder ruhiger: „Dem Sigreit dürfen Sie nichts glauben, der lügt alles auf, der will mich ins Unglück setzen, er ist mein ärgster Feind."

„Und diesem Ihrem ärgsten Feind geben Sie die eigene Tochter zum Weib!" rief der Gendarm.

„Nein, nein, ich geb sie ihm nicht, und die Agnes will ihn nicht; wir haben die Sache zurückgehen lassen; eben deswegen ist der Spitzbub so giftig auf uns und möcht uns hineinlügen; es ist alles erlogen; ich kann das Geld gar nicht genommen haben, weil ich nicht da war."

„Und doch hat Ihre eigene Tochter dem Lenzenbauern das Geld zurükerstattet. — Jungfrau Agnes, geben Sie der Wahrheit Zeugnis. Ist es nicht so?"

„Was, was? Der Lügner will auch meine Tochter hineinziehen!" schrie der Reimann wie außer sich. „Agnes kann nichts wissen, sie ist erst vor vierzehn Tagen heimgekommen. Du brauchst hier keine Zeugschaft abzugeben, Agnes. Wenn man dich bei Gericht fragt, ist alleweil noch Zeit zum Reden."

„Geben Sie Ihrer Tochter keine unnötigen Winke", herrschte der Gendarm, dann wandte er sich noch einmal an Agnes und sagte: „Wie ich gehört habe, sind Sie ein braves, ehrenhaftes Mädchen. Gestehen Sie also die Sache. Sie nützen dadurch nur sich selbst und Ihrem Vater."

Agnes hielt beide Hände vor's Gesicht und sagte kein Wort.

„Jungfrau Agnes, reden Sie", drängte der Gendarm; „wenn Sie länger schweigen, machen Sie sich selber verdächtig und kommen auch auf die Anklagebank; dann werden Sie bekennen müssen."

„Jesus, Maria und Josef!" schrie das Mädchen und brach in ein heftiges Weinen aus.

„Herr Gendarm", begann mit einemmal die Base Ploni, die schon lange Zeit still gesotten hatte, zu brodeln, „da in unserer Stube ist kein Gericht. Wenn Ihr auch einen bürstendicken Schnauzbart und einen krummen Sabel habt, dürft Ihr doch nicht in die Häuser einbrechen und unschuldige Leute malträtieren. Ich rate ..."

„Wollen Sie still sein!" fuhr ihr der Wachtmeister in die Rede; „ich bin im Namen des Gesetzes da und wer sich gegen eine Amtshandlung auf-

läßt, wird strafbar."

Agnes weinte immer heftiger. Der Reimann wand sich wie ein Fuchs im Eisen und keuchte so schwer, als ob ein Mühlstein auf ihm liegen würde. Nein, es half nichts mehr, es gab keinen Ausweg, alles lag schon offen zutage. Plötzlich jammerte er: "Agnes, Agnes, was hast du getan? Du hast den Sigreit erzürnt und deinen Vater ins Unglück gestürzt; aber sei still, ich hab dir nichts für übel. Du bist selber unglücklich und tust mir erbarmen."

„Machen Sie der Sach ein Ende und bekennen Sie!" drängte der Gendarm.

„Ja, ich hab s getan", wimmerte jetzt der Beschuldigte, „aber nicht ausgeraubt hab ich den Lenzenbauer, sondern ihm nur das Geld genommen, wie er im Rausch gefallen und ohne Besinnung liegen geblieben ist."

„Schön, schön, jetzt wissen wir die Hauptsache. Und was war nachher mit dem Sigreit?"

„Der Sigreit muß mit mir ins Zuchthaus, er ist noch der größere Lump als ich. Nachdem ich vom Lenzl fort war, bin ich ihm zufällig begegnet und ich hab ihm von dem gestohlenen Geld eine Hunderterbanknote geben müssen, damit er still ist und mich nicht verratet."

„Aber später hat er Sie doch verraten wollen?"

„Ja, und er hat mich gezwungen, daß ich ihm meine Tochter geb, – nur dann halte er den Mund. Das gestohlene Geld, hat er verlangt, soll ich in die Sparkasse tun und ja nicht mehr zurückstellen. Wie meine Tochter es zurückgegeben hat, ist er fürchterlich zornig gewesen und deswegen hat er mich jetzt verraten."

Der Gendarm lächelte dem Vorsteher zu, dann schickte er sich an, den Reimann zu fesseln. Weinend fiel ihm Agnes in den Arm und bat ihn flehentlich, ihnen wenigstens die Schande zu ersparen. Aber der Wachtmeister konnte ihren Bitten nicht nachgeben. Da hing sich Agnes, vom Schmerz überwältigt, an den Hals des Delinquenten und schrie in einem fort: „Vater! Vater! Vater!" Der Zyper kugelte hinter dem Tisch heraus und rannte, wie mit Geißeln gepeitscht, hinauf in den Wald, während die Ploni sich fauchend und wild knurrend in die Küche verzog. Dem gütlichen Zureden des Vorstehers und des Gendarmen gelang es endlich, das Mädchen zu bewegen, daß es den Vater losließ. Es drückte ihm noch einmal die Hand und sah dann, ohne einen Laut von sich zu geben, starr zu, wie sie ihn fortführten.

Der Reihmann aber winselte und jammerte ärger als ein Weib. Man brachte ihn auf dem kürzesten Weg ins Sigreithaus. Dort hatte unterdessen ein anderer Gendarm zugesprochen und den Bauern vorläufig unter Bewachung genommen. Der Sigreit war anfangs sprachlos vor Überraschung, doch bald fing er an, zu schimpfen und zu toben. Als ihm der Gendarm erklärte, er sei verdächtig, bei dem Raubanfall gegen das Lenzenmannl mitgewirkt zu haben, wurde er stiller. Zum T . . . . l, wer mochte denn da geschwätzt haben?" Plötzlich kriegte er es in die Nase. Am Ende hatte der verdammte Buckel, der Schleicher, der Spürhund, der in jener Nacht um das Haus herumgeisterte, etwas beobachtet. Er begann nun Stein auf Bein zu leugnen, daß er irgend etwas mit der Raubgeschichte zu tun habe; aber es wundere ihn längst schon, erklärte er, daß man den Zyper, den Buckel, nicht einziehe. Der habe in der fraglichen Nacht mit seinen Helfern die ganze Gegend vom Straßenwirt bis hierher unsicher gemacht und niemand anderer als der berüchtigte Zwerg könne der Räuber sein. Mit einemmal wurden draußen Schritte laut und im nächsten Augenblick traten der Vorsteher und der Wachtmeister mit dem Reimann herein. Als letzterer des Sigreit ansichtig wurde, schrie er giftig: „Du Schuft, die Anzeig nützt dir nichts, du must mit mir ins Loch, ich hab dem Wachtmeister schon gesagt, was du für ein Gauner bist!""

„Du Stockesel, du hirnverbrannter !" wütete der Sigreit.

„Lärmen Sie nicht und gestehen Sie Ihre Schuld", herrschte ihn der Gendarm an; „wir wissen ehedem alles."

Der Sigreit wurde käsweiß, dann ging ein gehässiges Grinsen über sein Antlitz. Schon fühlte er sich wieder als Herr der Lage, und er begann in aller Ruhe zu erzählen, daß er allerdings dem Reimann in jener kritischen Nacht begegnet sei und später auch geahnt habe, daß von diesem der Raubanfall begangen worden sei. Da aber die Reimannstochter seine Braut wäre, hätte er sich nicht verpflichtet gefühlt, eine Anzeige zu machen. Doch habe er dem Reimann fest zugesetzt, das Geld zurückzustellen und auf sein Drängen sei auch die Rückgabe erfolgt.

„Es ist alles erlogen, von Grund aus erlogen", schrie der Reimann dazwischen; „er hat mich zwingen wollen, das Geld zu behalten, damit es einmal in seine Hände kommt und einen Hunderter von dem gestohlenen Geld hat er noch in der Hand."

Fortsetzung folgt

FATIMA STUDENT BURSE

Zum dritten Male ziehen diesen Herbst die Buben in unser neues Kolleg ein. Und nach dem 8. September kommen die ersten Seminaristen, die das neue Kolleg voriges Jahr ins Noviziat schickte, zu uns ins Oblatenseminar. Gott segnet, wo Menschen sich Ihm zuliebe großmütig und wohltätig zeigen. Unsere Fatima Student-Burse – Sammlung für arme Priesterstudenten im Missionsorden der Oblaten – geht langsam voran. Könnten wir dieser Sammlung nicht einen „Druck nach oben" geben? Die Kirche braucht Priester. So mancher Bub wäre dieses Jahr gern ins Kolleg gekommen, um Oblatenmissionar werden zu können. Da ist leider das liebe Geld – das in vielen Fällen auch am Priestermangel schuld ist. Wir sammeln hier für arme Buben, auf daß sie wirklich Oblatenpriester werden können. Wer hilft uns?

Bisher eingenommen	1,215.25
Ein Freund, Cudworth, Sask.	5.00
Mike Kolenowsky	3.00
Mrs. Mary Britz, Maryburg, Sask.	5.00
Mrs. Maria Weinkauf, Primate, Sask.	3.00
Mrs. Joseph Hartmann, Regina, Sask.	3.00
Mrs. Kath. Flaman, Vibank, Sask.	1.00
Ein Freund, Agassiz, B. C.	1.00
Anna Linge, Humboldt, Sask.	5.00
Mrs. Martha Sperling, Regina, Sask.	3.00
William Ehman, Eriak, Sask.	20.00
Mrs. Joe Schwab, Revenue, Sask.	1.00
	1,265.25

Bitte, sendet euere Gaben an: The Marian Press Box 249, Battleford, Sask.





